IV.

Der Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen 1574.

Von

August Kluckhohn.

Die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist von den Forschern lange vernachlässigt worden. Vor Allem die politische Geschichte. Denn der Historiker fühlt sich nicht angezogen von einem Zeitalter, das arm an schöpferischen Gedanken, noch ärmer an großen Charakteren, nur in verderblicher confessioneller Polemik eine rührige Thätigkeit entfaltete, die nationalen Interessen aber, auf dem staatlichen wie auf dem kirchlichen Gebiet, schmachvoll vernachlässigte.

Auch die Theologen kehrten dem specifisch theologischen Zeitalter den Rücken, sobald das polemische Interesse, das dort Befriedigung gesucht hatte, in den Hintergrund trat. So brachte das 18. Jahrhundert, in dessen Beginn die quellenmäßige Streitschriftenliteratur mit Löschers Historia Motuum einen Abschluß gefunden hatte, kein namhaftes Werk über die Zeit der confessionellen Kämpfe hervor, bis gegen Ende des Jahrhunderts Plancks berühmt gewordene Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode bis zur Concordienformel erschien. Seitdem verfloß ein halbes Jahrhundert, bis endlich von dem Aufschwung, den die geschichtlichen auf urkundliche Forschung gegründeten Studien genommen haben, auch der neueren Kirchengeschichte zu Gute kommen sollte.

Es waren zunächst Anhänger der reformirten Richtung, welche die Geschichte des Kampfes ihrer Kirche gegen die lutherische Orthodoxie quellenmäßig aufhellten. Ich erinnere nur an Heppes verdienstvolle „Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581", an die „Väter und Begründer der reformirten Kirche", wovon namentlich Sudhoffs Olevian und Ursin deutsche, speciell pfälzische Verhältnisse quellenmäßig aufklärte, und insbesondere auch an Gillets ausgezeichnetes Buch über Crato von Krafftheim und dessen Freunde, worauf wir noch zurückkommen werden.

Neuerdings erst fängt man lutherischer Seits an, mit den Reformirten in Aufhellung der Ursachen, welche dem strengeren Lutherthum in dem größten Theile Deutschlands den Sieg über freiere Bestrebungen verschafft haben, zu wetteifern, und es wäre sehr zu wünschen, daß alle Stimmführer jener Zeit so treffliche Bearbeiter fänden, wie Flacius Illyricus ihn in Preyer gefunden hat.

Durch die erwähnten Forschungen ist eine Fülle neuen Materials aus Bibliotheken und Archiven zu Tage gefördert worden. Heppe hat vor Allem aus Kasseler Archivalien sein inhaltreiches Werk aufgebaut. Sudhoff und Andere haben aus Züricher Quellen geschöpft. Straßburger Briefe und Handschriften sind von dortigen Gelehrten mehrfach benutzt worden; den großen Briefwechsel der Wittenberger Freunde, welcher sich auf der Breslauer Bibliothek befindet, hat Gillet verwerthet, und was Münchens handschriftliche Schätze für seine specielle Aufgabe boten, hat Preyers Fleiß ausgebeutet.

Damit sind freilich die Bibliotheken und Archive Deutschlands noch keineswegs erschöpft, und auch da, wo längst geforscht worden ist, blieb manche werthvolle Quelle noch unaufgedeckt; aber auffallen muß vor Allem, daß ein unermeßlicher Urkundenschatz, welcher Dank einer liberalen, man darf sagen mustergültigen Verwaltung zu bequemer Benutzung sich darbot, so lange fast unberührt geblieben ist. Ich meine das sächsische Haupt- und Staatsarchiv zu Dresden mit den fast zahllosen Aktenbänden aus der Zeit des Kurfürsten August, der ja in den kirchlichen Händeln in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts eine nur allzu verhängnißvolle Rolle gespielt hat.

Dr. Calinich, Diaconus in Chemnitz, war der erste, welcher

sich die Aufgabe stellte, aus den reichen Quellen des Dresdener Archivs das Dunkel aufzuhellen, das noch immer über der Katastrophe schwebt, der das strenge Lutherthum in Sachsen seinen Sieg verdankte [1]).

Keine Aufgabe konnte lohnender sein als diese, mögen wir nun auf den Reichthum des Materials, das sich dem Forscher darbot, oder auf die Wichtigkeit und das Interesse des zu behandelnden Gegenstandes sehen. Denn es sind keine Vorgänge von blos localer Bedeutung, sondern welthistorische Ereignisse, welche sich unter dem Kurfürsten August in jenen Jahren auf kirchlichem Gebiet vollzogen. Seine Haltung wurde entscheidend nicht allein für die Kirche Kursachsens, sondern für die Geschichte des deutschen Protestantismus überhaupt. Wie wenn August, welcher Decennien lang unter der Leitung Melanchthons und seiner Schüler die übereifrigen Lutheraner so nachdrücklich bekämpft hatte, in dieser Richtung ausgeharrt und seine bisherigen Rathgeber ihren Feinden nicht geopfert hätte? Dann würde das Werk der Reformation, das von Kursachsen unter den Ernestinern ausgegangen war, nicht unter den Albertinern in der geisttödtenden Orthodoxie der Concordienformel seinen Abschluß gefunden haben, und wie die kirchliche Gestaltung Deutschlands, so würde auch die politische heute wahrscheinlich eine andere sein. Es genügt, an den unheilvollen Einfluß zu erinnern, welchen der von nun an in Kursachsen gepflegte Haß gegen den Calvinismus allein schon im 30jährigen Kriege ausgeübt hat.

Dabei entbehren die in Rede stehenden Vorgänge eines dramatischen Interesses nicht. Freilich mag es nicht Jedermann Freude gewähren, den Kurfürsten August auf dem langen Wege zu begleiten, der ihn aus Melanchthons Schule zuletzt in die Arme eines Listenius und Mirus führte und den früher Duldsamen zu einem Fanatiker machte; es mag auch nicht Jedem anziehend erscheinen, den politischen Berechnungen und den privaten Leidenschaften, die dort einwirkten, nachzuspüren, oder zu untersuchen, wie neben Rath-

---

1) Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahren 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter. Leipzig 1866.

gebern von zweifelhaftem Werth Weiber und Günstlinge thätig waren und die religiöse Frage zu einer Sache der Hofparteien gemacht wird; aber Niemand wird ohne Theilnahme den schweren Schicksalswechsel betrachten, der plötzlich in dem Leben jener hochgestellten und hochbegabten Männer eintrat, über welche die Katastrophe von 1574 Kerker- und Folterqualen gebracht hat.

Man könnte nicht sagen, daß der Verfasser des genannten Werkes seine Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt, und noch weniger, daß er die Mittel, die sich ihm zu ihrer Lösung darboten, vollständig benutzt hätte. Es war der erste Mangel, daß Herr Dr. Calinich nicht ausreichend vorbereitet an die Arbeit herantrat. Ich meine damit weniger eine unvollkommene historische Bildung, neben der jedenfalls besseren theologischen, als die mangelhafte Kenntniß der vorhandenen Literatur. Die Auffindung oder Benutzung ergiebiger archivalischer Quellen darf doch nicht der Pflicht überheben, das längst Vorhandene sich anzueignen. Bekanntes für unbekannt zu halten, ist nicht die schlimmste Gefahr, der Jemand sich aussetzt, welcher im Vertrauen auf seine neuen Quellen die ältere Literatur ignorirt, sondern bedenklicher ist es, die Gesichtspunkte zu übersehen, worauf es bei Benutzung der neuen Hilfsmittel vor Allem ankommt.

So hat Calinich nicht allein die älteren kirchengeschichtlichen Quellenwerke, sowie die Hilfsmittel, welche die sächsische Specialgeschichte bot — wie z. B. Gleichens Historie der kursächsischen Hofprediger und Band VIII der Vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte — bei Seite gelassen, sondern sogar Gillets unschätzbares Werk, das in dem letzten Drittheil des I. Bandes das Neueste und Beste über die Wittenberger und die Katastrophe von 1574 giebt, völlig ignorirt.

Dieser Mangel würde selbst dann fühlbar sein, wenn der Herr Verfasser seine archivalischen Forschungen umsichtiger und gründlicher angestellt hätte, als man ihm nachrühmen kann. Er hat sich begnügt, diejenigen Aktenfascikel, die auf den ersten Blick sich ihm darboten, auszubeuten, ohne seine Forschungen auch auf solche Materialien auszudehnen, die den zunächstliegenden Stoff ergänzen konnten und mußten. Freilich war auch schon der engere Quellenkreis, auf dessen Durchsicht er sich beschränkte, so reichhaltig, daß er durch seine Be-

wältigung viel Mühe und Zeit in Anspruch nahm. Aber wer ein solches Opfer nicht bringen kann oder mag, thut wohl, sich an einem großen archivalischen Stoff nicht zu versuchen. Denn eine mangelhafte Benutzung ungedruckter Quellen wirkt, trotz des Neuen und Werthvollen, das sie im Einzelnen zu Tage fördert, eher nachtheilig als förderlich.

Mangelhaft aber ist die Benutzung der Dresdener Akten durch Hrn. Calinich auch innerhalb der engeren Grenzen, die er sich steckte; denn auch diejenigen Materialien, die er durchforschte, beutete er keineswegs sorgfältig aus. Es scheint, als ob während der Arbeit die Kräfte erlahmten oder die Umstände zur Eile drängten. Denn während die erste Hälfte des Buches nach der stofflichen Seite noch befriedigen kann, und der Fleiß Anerkennung verdient, womit neben den Akten des Archives die auf der k. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Schriften der Wittenberger herangezogen wurden, sind die Aktenbände, welche das Material für die zweite Hälfte des Buches lieferten, gar zu oberflächlich benutzt. So vor Allem die Quellen zur Geschichte der Männer, welche in die Katastrophe von 1574 verwickelt wurden. Ihre Schicksale darstellen zu wollen, kündigt der Verfasser schon auf dem Titel des Buches an. Was er aber giebt, steht in keinem Verhältniß zu dem Reichthum des Stoffes, der ihm vorlag. Statt dies einzugestehen und wenigstens für diesen Theil der Arbeit den Anspruch aktenmäßiger Forschung fallen zu lassen, erweckt er den Schein, als habe er seine Quellen genau benutzt. Wie es sich aber damit verhält, zeigt am Besten folgendes Beispiel.

Ein Aktenband, den Hr. Calinich eingesehen und stellenweise excerpirt hat, betrifft die Gefangenschaft Cracos. Darin finden sich u. a. auch ausführliche Berichte über die mit dem Unglücklichen vorgenommene „peinliche Frage" nebst den sehr instructiven Antworten des Gefolterten. Hr. Calinich aber versichert S. 183 seines Buches: die Akten, die er doch vor sich hatte und theilweise las, „schweigen völlig von einer über ihn verhängten Tortur".

Anderer Art ist folgender Fall, wo der Hr. Verfasser zwar ein Document benutzt, aber falsch gelesen und noch falscher gedeutet hat. Er führt S. 196 aus einem Brief Peuzers an Craco vom J. 1570 die ursprünglich griechisch abgefaßte Stelle an: „Wie dem allen,

wollte ich, daß wir Niemand zu Gefallen herhielten, sondern uns also verhielten, daß man wüßte, daß wir also gefaßt wären, daß wir für uns selbst munter thun, was wir wollten". Daß es statt „herhielten" — „heuchelten", statt „munter thun" — „kunten thun" heißen sollte, fällt nicht so ins Gewicht, als die irreleitende Anwendung, die der Verfasser von der Stelle macht. Sie dient ihm nämlich als Zeugniß, — daher auch gesperrte Schrift — daß Peuzer es vornehmlich gewesen, der auf Beschaffung eines starken Anhanges bedacht war und Rathschläge ertheilte, wie man den Widersachern stark gegenüberstehen könnte. Also schon im J. 1570, vier Jahre vor der Katastrophe, ein unwiderleglicher Beweis für die oft behauptete, aber nie erwiesene „Conspiration" der Kryptocalvinisten! Glücklicher Weise ist es nicht so. Der Brief Peuzers handelt nur von Bündnissen, die Sachsen mit „großen Potentaten", wie es eine Zeile vorher ausdrücklich heißt, eingehen soll, mit nichten aber von dem, was Calinich darin findet.

Nach alle dem wird die Aufgabe, die Geschichte des „Kampfes und Untergangs des Melanchthonismus" in Kursachsen nach den Originalakten darzustellen, durch Hrn. Calinichs Buch nicht beseitigt, sondern der Wunsch nach einer befriedigenden Lösung auf Grund breiterer und sorgfältiger Forschung erst recht nahe gelegt. Ich hatte Veranlassung, bei einem wiederholten längeren Aufenthalt in Dresden die einschlägigen Materialien des Archives zunächst für andere Zwecke durchzusehen. Dabei wandte ich meine Aufmerksamkeit vor Allem der Geschichte der kirchlichen Händel von 1560—1570 zu, also der Zeit von Melanchthons Tode bis zu dem Punkt, wo Calinichs Darstellung beginnt, und überzeugte mich bald, wie sehr Hr. Dr. Gillet Recht hat, wenn er in jenen Jahren den Ursprung der Verwicklungen sucht, die 1574 eine so gewaltsame Lösung finden sollten. Die Resultate jener Studien werde ich an einem anderen Orte mittheilen und daran eine Erörterung einzelner Punkte aus der späteren Geschichte der kryptocalvinischen Händel knüpfen. Hier möge es mir nur gestattet sein, die Katastrophe von 1574, wie dieselbe auf Grund archivalischer Quellen, mit Benutzung der Calinichschen und noch mehr der Gilletschen Studien, sich darstellt, in Kürze zu erzählen und außerdem von dem Verfahren Augusts gegen Craco zu berichten. Denn

bei diesem Verfahren, das, aller Proceßformen baar, einzig in seiner Art dasteht, kommt die weniger beachtete politische Seite der kryptocalvinischen Händel zur Sprache, und erscheint zugleich der Kurfürst in einem Licht, das greller ist als dasjenige, welches aus Peuzers Historia Carcerum auf ihn fällt.

Je gewaltthätiger der Kurfürst August im J. 1574 auftritt, um so mehr ist es Pflicht hervorzuheben, daß er in früheren Jahren, von seinem Regierungsantritt (1553) an eifrig bestrebt war, für das friedliche Gedeihen der Kirche seines Landes nach den Rathschlägen der besten Autoritäten zu sorgen. Ohne Verständniß, man kann auch sagen ohne Interesse für specifisch theologische Dinge, suchte er in den dogmatischen Streitigkeiten, die immer heftiger entbrannten, sich kein selbständiges Urtheil zu bilden. Er glaubte vor Allem an den Namen Luthers, hielt aber auch Melanchthon sehr hoch und ließ sich, so lange dieser lebte (er starb 1560), gern von ihm berathen. Daß Melanchthon in wichtigen Punkten über Luther hinausgegangen war, daß er namentlich in der Abendmahlslehre sich Calvins Auffassung angeeignet hatte, leuchtete August nicht ein, und wie Melanchthon sich hütete, ihm dies deutlich zu sagen, so vermieden es nach dem Tode des Letzteren noch ängstlicher seine Freunde und Schüler. Paul Eber war vor Allen der Mann, welcher in den Jahren 1560—1570 dem Kurfürsten als Rathgeber in theologischen Dingen diente und dabei sowohl den Vorstellungen und Neigungen Augusts als den Verhältnissen am Hofe zu Dresden, wo die Kurfürstin Anna, eine dänische Prinzessin, eine streng lutherische Partei um sich zu schaaren suchte, allzusehr sich anzubequemen wußte.

Eigenthümlich genug ist in jener Zeit die Stellung, welche der sächsische Kurfürst zu den kirchlichen Händeln einnimmt. Er dringt in seinem Lande auf genaue Beobachtung der von Luther und Melanchthon überlieferten Lehrnorm; des Letzteren Schriften, in dem Corpus Doctrinae vereinigt, haben officielle Geltung, ohne daß damit dem echten Lutherthum etwas vergeben sein soll. Man bedient sich in den sächsischen Kirchen und Schulen Melanchthonischer Redeweisen, setzt aber dabei — wenigstens nach der Meinung Augusts —

überall nur eine lutherische Auffassung voraus. Zwar jenem Lutherthum, das die Flacianer in Thüringen und Niedersachsen predigen und das in den von August mit Eifersucht überwachten Ernestinern seine Vorkämpfer findet, tritt der sächsische Kurfürst mit Nachdruck entgegen und weist auch unter der Leitung der Melanchthonianer die Orthodoxie der Würtemberger, welche in dem neu ausgebildeten Dogma der Ubiquität des Leibes Christi, d. h. „in der Ableitung der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl aus der Theilnahme seiner menschlichen Natur an der göttlichen Allgegenwart“ gipfelt, entschieden zurück; aber er verwirft gleichzeitig nicht minder nachdrücklich die reformirte Abendmahlslehre, und man thut ihm Unrecht, wenn man ihm ein Liebäugeln mit dem pfälzischen Calvinismus nachsagt. Nie hat August eine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu erklären, daß er der Lehre des Heidelberger Katechismus nicht zustimme und sie für unvereinbar halte mit der Augsburgischen Confession in ihrem wahren Verstande. Wenn er gleichwohl im J. 1566 auf dem Reichstag zu Augsburg nicht in die öffentliche Verdammung der pfälzischen Kirchenlehre und in den Ausschluß Friedrichs vom Religionsfrieden willigte, so folgte er nur politischen Motiven und dem Andringen jener Räthe, welche im Interesse des Protestantismus ein so verderbliches Unternehmen zu verhüten suchten. Und wenn August bald darauf für die Evangelischen in den Niederlanden eintrat, so that er dies nur mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er die Anschuldigung, als ob die protestantischen Niederländer vorwiegend Calvinisten und nicht zum größten Theil Anhänger der Augsburgischen Confession wären, für unrecht erkenne, wie er es denn auch war, welcher den Pfalzgrafen eben als Calvinisten an der gemeinsamen Verwendung der deutsch-protestantischen Fürsten für die niederländischen Glaubensgenossen nicht theilnehmen lassen wollte. Dieser Haltung entspricht es vollkommen, wenn der Kurfürst im J. 1569 die Verbindung seiner Tochter Elisabeth mit Johann Casimir, dem Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, nur unter der contractlich gewährleisteten Bedingung zugab, daß der junge Pfalzgraf ein anticalvinisches Bekenntniß ablegte und die Tochter von den Heidelberger Theologen

und dem eigenen Schwiegervater in kirchlichen Dingen völlig unbehelligt bliebe.

Freilich war August damals von confessioneller Engherzigkeit insofern noch frei, als er in seiner Umgebung und in seinem Dienste Männer duldete, von denen ihm gesagt wurde, daß sie in dogmatischen Fragen abweichenden Ansichten huldigten. Man hörte wohl in vertrautem Gespräch aus seinem Munde die Aeußerung, daß er sich um den Glauben des Einzelnen nicht kümmere, sondern das Gewissen frei lassen wolle; aber niemals verschwieg er seinen juristischen wie theologischen Rathgebern, daß er in Kirche und Schule keine andere Lehre als die überlieferte dulden und jedem Versuch, hier eine Neuerung zu machen, entgegentreten werde.

Mißlich genug war unter diesen Umständen die Lage der Männer, welche unter dem Kurfürsten August auf das sächsische Kirchenwesen einzuwirken berufen waren. Denn wie konnten Theologen und theologisch gebildete Staatsmänner und Gelehrte in einem Zeitalter, das in der Ausbildung und Ausprägung scharf bestimmter Lehrnormen seine Aufgabe sah, sich mit den unklaren Vorstellungen, in denen der Kurfürst befangen war, zufrieden geben? Und wie ließ sich, während sonst überall in Deutschland, wo man nicht, wie in der Pfalz, von dem Melanchthonismus kühn zum calvinisch-reformirten Bekenntniß vordrang, das strenge Lutherthum zur Herrschaft gelangte, in Kursachsen, dem vornehmsten Lande der Reformation, ein Zustand aufrecht erhalten, der lutherisch und melanchthonisch zugleich sein sollte? Darüber mochten Männer wie der schwache Paul Eber und der alternde Major sich täuschen: alle schärfer denkenden Köpfe, namentlich die jüngeren Wittenberger Theologen sahen nur in einem klar ausgeprägten Lehrtypus Heil, und wenn sie auch Calvins System nicht in allen Punkten, namentlich nicht in der Prädestinationslehre sich aneigneten, so gaben sie doch das specifisch Lutherische in der Abendmahlslehre preis und faßten die vermittelnden Melanchthonischen Formeln nur noch im antilutherischen Sinne, so daß die Theologen der reformirten Kirche, die Heidelberger sowohl wie die Schweizer, in den Wittenbergern, wenn auch noch nicht offene, so doch geheime Verbündete erkannten. In dem-

steigerten sich die Angriffe, welche von den Vertretern der lutherischen Orthodoxie auf sie gemacht wurden, und immer schwieriger wurde es, den Kurfürsten bei der Meinung zu erhalten, daß alle Anklagen boshafte Verläumdungen und seine Theologen nach wie vor gute Lutheraner und entschiedene Gegner des Calvinismus seien.

Man muß die Klugheit anerkennen, womit die Führer der Wittenberger Partei so lange das Feld zu behaupten wußten. Allerdings war mit dieser Klugheit Aufrichtigkeit nicht vereinbar. Aber man könnte, wenn es für Mangel an Redlichkeit überhaupt eine Entschuldigung gäbe, zur Vertheidigung der Kryptocalvinisten einen doppelten Umstand geltend machen. Einmal hatten die Männer, welche in die Katastrophe von 1574 verwickelt wurden, die falsche Stellung, in welcher sie sich dem Kurfürsten gegenüber befanden, nicht geschaffen; sie hatten nur die Erbschaft Paul Ebers und seiner Genossen angetreten und waren durch die Schlinge gebunden, in die jene eingegangen, indem sie den Kurfürsten immer mehr in der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Calvinismus und der Unvereinbarkeit desselben mit der sächsischen Kirchenlehre befestigt hatten. Jedes offene Bekenntniß zu Gunsten der reformirten Lehre hätte hiernach die Vertreibung der Wittenberger und eine streng lutherische Reaction zur unmittelbaren Folge gehabt. Dagegen konnte man — und dies ist der zweite Umstand, auf den Gewicht zu legen sein dürfte — auch jetzt, trotz aller Vorurtheile des Landesherrn, noch hoffen, durch Klugheit und Ausdauer die gefährdete Sache vor dem Untergang zu bewahren, vielleicht zum Siege zu führen.

Denn man war den Feinden gegenüber gewissermaßen dadurch im Besitz, daß Melanchthons Schriften officielle Geltung hatten und wohl dem gemäßigten Lutherthum, nicht aber den Auswüchsen desselben, die jetzt anderer Orten so üppig emporwucherten, Raum ließen. Kurfürst August konnte sich von dem Melanchthonianismus nicht lossagen, ohne auf kirchlichem Gebiet eine völlige Umwälzung herbeizuführen und das zu zerstören, was er bis dahin gehegt hatte. Inzwischen aber wuchs in dem Lande, wo Wittenberg die vornehmste Pflanzstätte der Theologen war, die Zahl der Anhänger dieser Schule von Jahr zu Jahr, und wenn man auch jetzt noch sich hüten mußte, den entscheidenden Schritt zu thun, und den Kurfürsten selbst über

die wahre Bedeutung der Melanchthonischen Abendmahlslehre aufzuklären, so war es doch denkbar, daß August zugänglicher werden würde, wenn einmal die streng lutherischen Einflüsse in seiner unmittelbaren Umgebung aufhören oder durch die vielvermögenden Gönner und Freunde der Wittenberger völlig neutralisirt werden sollten.

Wer aber waren die Männer am Hofe, auf welche diese bauen konnten? Der erste Staatsmann, die Seele der Regierung, war der Geheime Kammerrath Dr. Craco. Obwohl derselbe schon als Professor der Rechte in Wittenberg zu Melanchthons Lebzeiten in fürstlichem Auftrag an den kirchlichen Verhandlungen zu Worms (1557), Frankfurt (1558), Naumburg (1561) theilgenommen hatte, kümmerte er sich als allmächtiger Minister des Kurfürsten wenig um specifisch dogmatische Fragen, fühlte sich jedoch als Mann von Bildung und Gelehrsamkeit schon durch sein Interesse für die Blüthe der Universität aufgefordert, die Wittenberger bei dem Landesherrn gegen die ultralutherischen Angriffe in Schutz zu nehmen und das friedliche Gedeihen der Hochschule in jeder Weise zu begünstigen. August aber schenkte ihm nicht allein sein Vertrauen, sondern seine vollste Zuneigung. Er ließ es sogar nicht an Beweisen zärtlicher Freundschaft fehlen, so daß Craco sich gegen den Neid anderer Räthe und selbst gegen den Haß der Kurfürstin, den er im Lauf der Zeit sich zuzog, gesichert fühlte. Der Kanzler Kysewetter und der Hofrichter von Zeschau zeigten schon ein tieferes Interesse für theologische Fragen und wurden, namentlich der Letztere, durch das Studium reformirter Schriften dem Lutherthum allmählich entfremdet. Auch die übrigen weltlichen Räthe waren von confessioneller Engherzigkeit frei, und wenn sich ein paar von ihnen, wie Lindemann und Peifer, gleich dem Geheimschreiber Jenisch und dem Secretär Vogel, zu der Partei der Kurfürstin hielten, so thaten sie dies nicht aus religiösen Motiven. Als eifrige und überzeugungsvolle Lutheraner konnte außer der Kurfürstin und ihrem Hofstaat wohl nur die Mehrzahl der Geistlichen gelten, die nach- und nebeneinander das Amt von Hofpredigern — es gab in Dresden deren drei — bekleideten. So Philipp Wagner, welcher († 1572) dem schlimmsten von allen, Georg Listenius voranging. Aber neben diesen stand in der Person des Chri-

stian Schütz auch ein den Wittenbergern befreundeter Hofprediger, und wenn die Superintendenten und andere Geistliche der Hauptstadt vorwiegend Lutheraner waren, so wurde ihr Einfluß wieder aufgewogen durch Johann Stößel, Superintendent zu Pirna, welcher am Hofe Augusts, wo er viel vermochte, im Stillen für die Wittenberger wirkte, obwohl er einst in Thüringen durch anticalvinischen Eifer sich ausgezeichnet hatte. — Eine eigenthümliche und hervorragende Stelle nahm endlich der berühmte Polyhistor Kaspar Peuzer ein. Zu Wittenberg Professor der Medicin und Geschichte, Rector der Universität und Verwalter einer großen Stiftung für Stipendiaten, außerdem mit Craco eng befreundet, wurde er von August häufig an den Hof gezogen, zum Leibmedicus ernannt und durch Beweise außerordentlicher Gunst geehrt. Peuzer war wie wenige Andere bewandert in theologischen Fragen und durch langen vertrauten Verkehr mit Melanchthon, dessen Schwiegersohn er war, mit den dogmatischen Ansichten desselben genau bekannt. Wie oft hatte der viel Geschmähte gegen ihn seinen Schmerz über den maßlosen confessionellen Hader, der seinen Lebensabend verbitterte, ausgeschüttet und unter Thränen geklagt, daß nicht allein die Sorge, den Unfrieden zu steigern und eine offene Spaltung hervorzurufen, sondern auch die Rücksicht auf den Hof zu Dresden ihn hindere, seine von Luther abweichende Abendmahlslehre offen darzulegen. Aber was Melanchthon aus Liebe zum Frieden vor der Welt nicht zu sagen wagte, wurzelte um so tiefer in der Seele des jüngeren Freundes, und während jener, beseelt von dem Gedanken einer evangelischen Union, mit der lutherischen Abendmahlslehre sich in soweit noch befreunden konnte, als sie nicht durch grobe Auffassungen verunstaltet wurde, erfüllte sich Peuzer mit steigendem Widerwillen gegen das Lutherthum. Am Hofe zwar hielt er seine Meinung vorsichtig zurück; es konnte aber nicht verborgen bleiben, daß er die Bestrebungen der Wittenberger nach Kräften förderte, und von den Gegnern sah er sich in demselben Maße gehaßt, als der Kurfürst, welcher es vermied, ihn um seine dogmatischen Ansichten zu fragen, durch Gnadenerweisungen ihn auszeichnete.

Auf Peuzer, Craco, Stößel und Schütz gründeten die Wittenberger ihre Hoffnung, wenn sie glaubten, den Kurfürsten August

immer mehr auf ihre Seite ziehen zu können. Die Katastrophe von 1574 hat ihre Berechnungen zu Schanden gemacht, ihre Klugheit als Kurzsichtigkeit erscheinen lassen, ihre Unaufrichtigkeit aber sowohl an ihnen als an der durch sie vertretenen Sache schwer gestraft: gleichwohl hatte die Partei, welche damals einen so durchgreifenden Erfolg errang, keinen Grund sich des Sieges zu rühmen. Denn die Mittel und Wege, die ergriffen wurden, um die Gegner zu stürzen, sind ebenso wenig tadellos als die Personen, die dabei in erster Linie thätig waren. Ob aber der Kurfürst selbst durch die Thaten jenes Jahres die erste Stelle unter den „Lebenszeugen der lutherischen Kirche", den „Vertretern eines lebendigen Christenthums im 16. und 17. Jahrhundert", die ein berühmter Theolog unserer Tage ihm zuweist [1]), verdient hat oder nicht, darüber wird die Geschichte einen Unbefangenen nicht mehr in Zweifel lassen.

Schon im J. 1571, bald nach dem Erscheinen des von manchen Seiten als sacramentirisch bezeichneten Wittenberger Katechismus und der zur Vertheidigung der dort vorgetragenen Abendmahlslehre veröffentlichten „Grundfeste", gerieth der Kurfürst in eine bedenkliche Stimmung. Durch seinen rechtgläubigen Hofprediger Philipp Wagner forderte er die Wittenberger zu einer nochmaligen und kategorischen Erklärung über die Abendmahlslehre auf, um vermittelst derselben anderen Fürsten den Beweis zu liefern, daß sie fälschlich in dem Verdacht des Calvinismus ständen.

Es gelang, durch den sogenannten Dresdener „Consens", in welchem die vornehmsten Theologen des Landes ein ausführliches Bekenntniß über die streitigen Punkte des Glaubens ablegten, den Kurfürsten wieder zu beruhigen. Denn wenn auch in dieser Schrift das specifisch Lutherische, das sie enthält, bei genauer Prüfung durch die überwiegend Melanchthonische Fassung der entscheidenden Dog-

1) Nämlich Dr. Tholuck, wie Dr. Henke im Vorwort zu seinem Vortrag über Kaspar Peuzer (Zur neueren Kirchengeschichte, Marburg 1867) erinnert.

men aufgehoben wird, so mußte August doch in dem Umstande, daß nicht allein die zu Dresden Versammelten, sondern sogar auswärtige gut lutherische Theologen, ihre Zustimmung aussprachen, einen Beweis für die Rechtgläubigkeit auch der Wittenberger finden [1]). Und dennoch hörte er von einer Seite, der er in diesem Falle nur zu viel Gewicht beilegte, bald das Gegentheil. Joh. Casimir nämlich berichtete aus Heidelberg von der günstigen Beurtheilung, welche der Dresdener Consens bei den dortigen reformirten Theologen gefunden, und wünschte durch Augusts Theologen im Vertrauen zu erfahren, welcher Unterschied zwischen ihrer Confession und dem Heidelberger Katechismus wäre; denn wie er den letzteren verstünde, müsse er gestehen, daß er ihn der Dresdener Confession nicht widerwärtig befinde.

Sofort richtete der Kurfürst an die Facultäten zu Wittenberg und Leipzig und das Consistorium zu Meißen die Aufforderung, den Unterschied zwischen der Lehre des Heidelberger Katechismus und ihrer Meinung vom Abendmahl kurz und bündig darzulegen. Die Meißner mochten vielleicht aus Unkenntniß und aus Vorurtheil gegen die Heidelberger jene prätendirte Uebereinstimmung weit von sich weisen; bedenklicher war dies von Seiten der Leipziger; geradezu unwahr aber zeigten sich die Wittenberger, die doch wahrlich wußten, daß sie in der Abendmahlslehre mit den Pfälzern einer Meinung waren. Freilich war die Wittenbergische Antwort dem Kurfürsten noch viel zu geschraubt und viel zu lang, auch eine zweite Erklärung befriedigte ihn nicht ganz; aber der Superintendent Stößel zu Pirna, dessen Arbeit der Hofprediger Schütz beifällig begutachtete, zeigte sich stilistisch so gewandt und in Verstellung so geübt, daß der Kurfürst noch einmal in der Ueberzeugung von der Nichtübereinstimmung seiner Theologen mit den Calvinisten befestigt wurde. Und diese Meinung gab er auch dann nicht auf, als der berühmte reformirte Theolog Theodor Beza ihm ein Schriftchen wider den lutherischen Agitator Selnecker zu dediciren wagte. August verbat sich derartige compromittirende Zusendungen in sehr ungnädigem Tone, obwohl die Mehrzahl der weltlichen Räthe für Nichtbeantwortung der

1) Vergl. mit Calinich S. 76 ff. Gillet S. 416 ff.

Bezaschen Zuschrift gestimmt und sie sich erst nach längeren Verhandlungen über die Form der Erwiderung geeinigt hatten. Einstimmig riethen sie auch ab — erst ein Jahr später, als es ihnen zuträglich schien, behaupteten Lindemann, Peifer und Eulenbeck anderer Meinung gewesen zu sein [1]) — daß alle calvinischen Schriften im Lande verboten würden. Daß dennoch die Universitäten den Befehl erhielten, die Buchläden zu visitiren und die sacramentirischen Schriften, ohne Nennung Calvins, wegzunehmen [2]), und daß in den Schulen der Gebrauch von Luthers Katechismus eingeschärft, der Wittenbergische aber verboten wurde, war immerhin ein bedenklicher Erfolg der Hofpartei. Aber mehr erreichte sie auch nicht, und unmittelbar darauf fehlte es sogar nicht an Anzeichen, wonach der Kurfürst den Wittenbergern und ihren Freunden wieder größeres Vertrauen und Zuneigung schenkte. Der soviel angefochtene Katechismus wurde mit Erläuterung einer bedenklichen Stelle wieder abgedruckt und auf Verlangen des Kurfürsten sogar in das Deutsche übersetzt, damit ihn auch die Kurfürstin lesen könnte. Von Neuem trugen sich die Wittenberger mit den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Da reiste der Kurfürst im Sommer des Jahres 1572 mit seiner Gemahlin nach Dänemark. Man hat schon damals die Befürchtung ausgesprochen, die Reise möchte von der lutherischen Partei ausgebeutet werden [3]). Der Hofprediger Philipp Wagner begleitete das kurfürstliche Paar, und Stößel, der ebenfalls in der Umgebung war und sogar die Hoffnung hegte, den lutherischen Amtsgenossen unterwegs milder zu stimmen, fand bei der Rückkehr, als Wagner erkrankte und starb, seinen und seiner Freunde Einfluß nicht stark genug, um zu der erledigten Hofpredigerstelle zu gelangen. Es wurde statt seiner Georg Listenius [4]) befördert, welcher nicht durch Gelehr=

1) Und ließen sich dafür noch nach zwei Jahren in einem Briefe Augusts vom 11. März 1575 beloben.

2) So muß man wenigstens aus Calinich S. 96 schließen.

3) Gillet I 430.

4) Eigentlich List, in der Regel in Lysthenius verkehrt. Was wir über diesen bisher wenig gewürdigten Mann beibringen, verdanken wir größtentheils ungedruckten Briefen desselben.

samkeit, wohl aber durch Haß gegen alles nicht streng Lutherische sich auszeichnete und daher bei der Kurfürstin zu hohem Ansehen gelangte.

Im Frühling des nächsten Jahres (1573) besuchte August mit seiner Gemahlin den kaiserlichen Hof zu Wien, und dieser Reise hat man eine noch schlimmere Wirkung als der dänischen beigelegt [1]). Gewiß ist, daß Maximilian II bei aller religiösen Lauheit sich mit heftigem Widerwillen gegen den Calvinismus hatte erfüllen lassen, und nicht unwahrscheinlich, daß jetzt an seinem Hofe in diesem Sinne auch auf den sächsischen Kurfürsten gewirkt wurde, ja, da im folgenden Jahre gleichzeitig in Oesterreich und in Sachsen mit den Reformirten aufgeräumt wurde, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß bei der Zusammenkunft in Wien bestimmte Verabredungen getroffen sein möchten. Doch sind für diese Annahme Beweise nicht beizubringen [2]), und es scheint mir sehr fraglich, ob in Wien mehr erreicht worden ist, als daß August durch neue Beschwerden, die er über die Haltung der Wittenberger zu hören bekam, von Neuem mit Mißvergnügen über diese erfüllt wurde. Er mag mit dem Entschluß zurückgekehrt sein, sich ihrer zu entledigen, sobald sie sich neue Blößen geben würden.

Nur das war sicherlich seine Absicht noch nicht, auch das Corpus Doctrinae und die ganze bisher verfolgte Richtung preiszugeben, um jenes Lutherthum zur Herrschaft kommen zu lassen, das er als flacianisch und ubiquitistisch immer bekämpft hatte. Hatte er doch auch in dem Herzogthum Sachsen, wo er jetzt nach Johann Wilhelms Tode, ohne Rücksicht auf ein vorhandenes Testament, die vormundschaftliche Regierung an sich riß, nichts Dringenderes zu thun, als die Flacianer, welche freilich auch als Anhänger der Ernestiner seine politischen Gegner waren, sämmtlich zu verjagen und daselbst ein Kirchenwesen herzustellen, wie nach seiner Vorstellung das kur-

1) Gillet S. 433.

2) Wenigstens habe ich mich, durch Herrn Dr. Gillet aufmerksam gemacht, im Dresdener Archiv vergebens darnach umgesehen. Nur für das innige Einvernehmen, das nach der Zusammenkunft zwischen beiden Höfen in politischen Dingen bestand, liegen Zeugnisse zahlreich genug vor.

sächsische war: gut lutherisch, aber ohne die Irrthümer und hierarchischen Prätensionen eines Heshusius und Wigand. So lag denn die Kirche der thüringischen wie der eigenen Lande schmiegsam zu seinen Füßen, und es galt nur noch den Makel des Calvinismus, sobald er offen auftauchte, zu tilgen.

Daß freilich jene, welche jetzt seinen Haß gegen die heimlichen Calvinisten schürten, von den Flacianern kaum unterschieden, und daß namentlich Listenius, dessen Rolle nun begann, den vertriebenen Jenensern an priesterlicher Anmaßung nicht nachstand, bemerkte August nicht. Auch schützte seine Einsichtslosigkeit in theologischen Fragen ihn vor der Wahrnehmung, daß die Dogmatik, die ihm jetzt gepredigt wurde, in dem Corpus Doctrinae, an dem er doch unverbrüchlich festhalten wollte, ihre Quelle nicht hatte, und daß er selbst im Begriff stand, von der bisher verfolgten Bahn ebenso weit nach rechts abzubiegen, als die Wittenberger und ihre Anhänger nach links gegangen waren.

Unsere Quellen gestatten uns nicht, genauer hinter die Coulissen zu sehen: nur soviel nehmen wir wahr, daß Listenius mit dem Aufgebot aller Kräfte und mit steigendem Muthe arbeitet. Indeß bleiben auch Schütz und Stößel nicht müßig, und noch fühlen sie sich, obwohl der Boden schon unter ihren Füßen schwankt, stark genug, dem Listenius den Sieg streitig zu machen [1]). Schütz, unbesonnen wie er war, sucht nicht allein durch Predigten, die er nach den Rathschlägen Stößels eingerichtet haben soll, dem lutherischen Eiferer entgegenzuarbeiten, sondern er macht auch sein Ansehen als Beichtvater bei dem Kurfürsten geltend. Er erinnert ihn an Weih-

1) Peuzer, schon seit Monaten schwer leidend, hielt sich das ganze Jahr vom Hofe fern, stand aber keineswegs, selbst bei der Kurfürstin nicht, in Ungnade. Denn Anna schenkte ihm am 12. October 1573 für die Dedication der verdeutschten Chronik Melanchthons die für die damalige Zeit ungewöhnlich große Summe von 200 Thalern, in ihrem und ihres Gemahls Namen. Sie schrieb ihm dazu in den gnädigsten Ausdrücken und sprach die Hoffnung aus, Peuzer mit hohem Verstand und Ansehen vor Andern begnadet, werde hinwieder zur Ehre Gottes treulich befördern helfen, daß in diesem Lande die Einigkeit in der Lehre und rechtem Gebrauch der Sacramente nach Einsetzung derselben erhalten werde.

nachten, daß er in dem zu Ende gehenden Jahr noch nicht zum Sacrament gegangen, und trägt ihm zugleich seine Wünsche in Beziehung auf den Frieden der sächsischen Kirche und die Blüthe der Universitäten, an denen August festhalten möge, vor. Die Antwort des Kurfürsten zeigt, daß Schütz die gegenwärtige Stimmung desselben nicht richtig beurtheilt hatte, Er hätte wohl leiden können, schrieb ihm August, daß die Theologen in seinem Lande nicht selbst Ursache zu Streit und Zank gegeben. Wegen des Katechismus habe er viel, auch von seinen Blutsfreunden, hören müssen. „Ich will um dreier Personen willen nicht mich, mein Land und Leute in Nachtheil der Sacramentirer setzen". — „Ich kann nicht leiden, daß man sich meiner Gnaden mißbraucht, und daß man an meiner Statt will Kurfürst sein". — „Ich kann in Wahrheit sagen, daß in der Welt kein unbeständiger Volk sei, als Ihr Pfaffen". — „Ich will, heißt es an einer späteren Stelle, meine Seligkeit nicht auf die Universitäten Leipzig und Wittenberg stellen, denn sie sind nicht Götter, sondern Menschen, und können gleich sowohl irren als Andere. Handeln sie recht, gefällt mir wohl; handeln sie aber unrecht, so bin ich der Erste, der ihnen zuwider; doch sollten sie Nichts hinter meinem Rücken anfangen". Schütz, welcher die cholerische Art seines Herrn kannte, scheint über das so ungnädige Schreiben nicht sehr erschrocken zu sein; wenigstens vertheidigte er sich mit Zuversicht und Würde. Er habe ihn, schrieb er dem Kurfürsten, nicht reformiren, noch an gewisse Zeiten binden wollen. Von einem Aufruhr aber — auch davon muß August gesprochen haben — sei ihm Nichts bekannt, auch nicht, daß sich Etliche sollten zu Kurfürsten aufgeworfen haben. Der Wittenberger Katechismus, von dem er übrigens Nichts gewußt habe, sei auf das Corpus Doctrinae gegründet, von den Superintendenten gebilligt und nicht sacramentirisch. Den Gegnern aber sei es um den Primat zu thun. Wo der Kurfürst, so schloß er, Schelm und Schwärmer finde, soll er sie weg thun [1]).

Stößel kam dem Freunde zu Hilfe, indem er beim Antritt des neuen Jahres seine Anwesenheit an dem Hoflager zu Augustusburg

1) Auszug im Dresdener Archiv. Auch der Brief des Kurfürsten ist nicht im Wortlaut bekannt.

benützte, um den Hofprediger Listenius versöhnlicher zu stimmen. Er möge nicht, so stellte er ihm vor, gegen die Universitäten des Landes wüthen und beim Abendmahl nicht die Lehre von dem mündlichen Genuß so betonen. Er legte ihm auch, um sich mit ihm über die zu beobachtende Ausdrucksweise zu einigen, eine im Melanchthonischen Sinne gefaßte Abendmahlsformel vor, jedoch ohne sie in Listens Händen zu lassen, weil er fürchtete, eine Handhabe zu neuen Anklagen zu geben.

Aber schon das Geschehene wußte Listenius zu seinem Vortheil zu verwerthen. Er beeilte sich, die Gespräche mit Stößel der Kurfürstin, als „einer christlichen Liebhaberin und Beschützerin des reinen göttlichen Worts und der heiligen hochwürdigen Sacramente“ mitzutheilen und daran einen weitläufigen Vortrag über das Abendmahl zu knüpfen, damit sie einen wahrhaften Bericht habe und sich vor einer solchen der Vernunft beliebenden schwärmerischen Lehre vorsehen könne.

Und statt in seiner Polemik gegen die Wittenberger und ihre Beschützer Maß zu halten, zog Listenius immer heftiger gegen sie zu Felde, so daß Schütz dem Kurfürsten einmal mit Recht bemerken konnte, wenn die Predigt seines Amtsgenossen recht sein sollte, „so würde E. Kf. Gn. Stock und Feuer zur Religion brauchen müssen“. Listenius wurde auch nicht müde, die Predigten des Schütz, die zu Gunsten der reformirten Auffassung des Abendmahls oder doch zur Bekämpfung der streng lutherischen Lehre bestimmt waren, sowohl auf der Kanzel, als in Zuschriften an den Kurfürsten und die Kurfürstin zu illustriren, und es ist keine Ueberhebung, wenn der tapfere Kämpe noch im hohen Alter der Arbeit und Mühe sich rühmt, die er damals auf sich genommen, als er gegen die Predigten des Schütz, gegen die Wittenberger und Leipziger Theologen und ihre Schriften beständig gepredigt, dieselben widerlegt und männiglich davor treulich gewarnt habe. Er sei auch damals, fügte er wohl hinzu, in nicht geringer Gefahr, ja sogar seines Leibes und Lebens nicht sicher gewesen, „sintemal ich vieler fürnehmen Leute Ungnade, Zorn und Drohung auf mich geladen“. Daß er aber dennoch siegte und die Gegner öffentlich zu Schanden machte, das bezeichnet er selbst als ein so „groß göttlich Wunderwerk, als man sonst in Historien nicht

finden und lesen mag, und wird dessen, so lange die Welt steht, nicht vergessen werden". Sehen wir, wie dies Wunderwerk sich zutrug.

Als schon Listenius und Schütz laut mit einander haderten, und dem Kurfürsten die Nöthigung näher trat, sich für die eine oder andere Seite — denn die Unverträglichkeit beider Richtungen lag auf der Hand — zu entscheiden, erschien plötzlich eine theologische Schrift über die Abendmahlslehre unter dem Titel der „Exegesis" im Melanchthonischen, oder wenn man will, reformirten Sinne abgefaßt, aber weniger polemisch als unionsfreundlich. Der Verfasser, Johann Cureus, war nicht mehr am Leben und auch auf dem Titel nicht genannt. Der Buchhändler Vögelin in Leipzig, welcher die Schrift herausgab, verschwieg auch den Druckort und wählte, um allen Verdacht von den Wittenbergern fernzuhalten, ein Genfer Druckzeichen und französisches Papier. Kaum aber war das Büchlein in Dresden bekannt geworden, so wurden die Wittenberger als Urheber desselben bezeichnet. Den Anstrengungen der feindlichen Hofpartei kamen Warnungen, die von nah und fern an den Kurfürsten ergingen, zu Hilfe. August gerieth in heftige Aufregung und war unzufrieden, als seine geheimen Hofräthe mit wenigen Ausnahmen noch immer für gelinde Maßregeln stimmten. Der Kurfürst erkannte zwar an, welch einen Schatz das Land bisher an den Universitäten, „die so viele feine gelehrte Leute auferzogen", gehabt habe, aber er wollte, daß man mit Hintansetzung aller menschlichen Vorwände allein auf Gott sähe und den „geraden Schnurweg nach seinem Wort" ginge [1]).

Mit Hinzuziehung auch des in Dresden versammelten landständischen Ausschusses wurden die Buchläden in Leipzig und Wittenberg visitirt und der Kauf calvinischer Bücher streng verboten, obwohl die Wittenberger Professoren in der Antwort, welche sie der kurfürstlichen Visitationscommission gaben, auf den Mißbrauch hinwiesen, der mit dem Verbot der ausländischen Bücher getrieben werden könnte, und zugleich erinnerten, daß es heilsamer sein würde,

1) August an Bernstein, 24. Januar 1574. Der Secretär Jenisch, der auch ein Gutachten abgab, traf besser des Kurfürsten Meinung.

die Verbreitung flacianischer und ubiquitistischer Bücher zu hindern [1]). Von der Exegesis wollten die Wittenberger, so verbreitet sie auch dort war, ebenso wenig wissen, wie die Leipziger, und die eidliche Erklärung Vögelins bestätigte, daß die sächsischen Universitäten dem Ursprung der Schrift fernständen.

Von dieser Seite war also den Wittenbergern nicht beizukommen, und auch alles Andere, was dem Kurfürsten mündlich und schriftlich über calvinische Umtriebe zugetragen wurde, war nicht der Art, daß er mit Amtsentsetzung oder gar mit noch strengeren Maßregeln gegen seine Theologen hätte einschreiten können.

So war längst der Verdacht in ihm rege gemacht, daß die Wittenberger geheime Verbindungen mit den Heidelberger Theologen unterhielten. August ergriff daher die Gelegenheit, welche sich ihm jetzt bot, um darüber Gewißheit zu erlangen. Aber auch das, was er aus dieser neuen Quelle erfuhr, war nur geeignet, sein Mißtrauen wach zu halten, nicht ihn zu überzeugen oder unumstößliche Beweise ihm in die Hand zu geben.

Wir haben früher der Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, dem zweiten Sohne Friedrich des Frommen gedacht. Diese Ehe, deren Geschichte in mehr als einer Beziehung merkwürdig genug ist, um in einem anderen Zusammenhang ausführlich dargestellt zu werden, war keine glückliche. Elisabeth, im Sinne ihrer bigotten Mutter erzogen und nach der Vermählung fort und fort vor jeder Befleckung mit dem Calvinismus gewarnt, nahm den heftigsten Antheil an dem kirchlichen Leben in der Pfalz. Der ihr beigegebene sächsische Prediger hatte den Befehl, die Fürstin in dieser Gesinnung, auch ihrem Gemahl gegenüber, zu bekräftigen und über seine Wahrnehmungen fleißig nach Dresden zu berichten. Hatte man in Heidelberg bei dem Abschluß der Ehe die Hoffnung gehegt, den Kurfürsten August nicht allein politisch, sondern auch kirchlich sich näher zu bringen, so zeigte sich bald, daß der Erfolg in entgegengesetzter Richtung lag. Wie die Mutter Anna an dem Calvinismus, so nahm August Anstoß an den politischen Unternehmungen seines Schwiegersohnes zum Besten der ausländischen Glaubensgenossen, und dies

1) Heppe II 426.

nicht allein, weil jene Unternehmungen nicht zu seinen politischen und kirchlichen Anschauungen paßten, sondern auch deßhalb, weil sie für die Tochter der Grund zu beständigen Klagen waren.

Nun traf es sich, daß Joh. Casimir gegen Ende des Jahres 1573 in politischen Angelegenheiten in Dresden war. Auf Verlangen der Eltern mußte Elisabeth, begleitet von ihrem Hofprediger Hofmann, nachkommen. Den Letzteren forderten, als am Hofe der Lärm über die Wittenberger durch die Predigten des Listenius immer größer wurde, August und seine Gemahlin auf, ungescheut und ohne Gefahr Alles zu berichten, was ihm bekannt wäre über den heimlichen Verstand der ausländischen Theologen mit den sächsischen, die in dem Verdacht stünden, „als wollten sie von dem Abendmahl des Herrn eine neue und bisher unbekannte, ja von unsern lieben Herrn Präceptoribus, besonders aber dem Herrn Doctor Luther seligen widerfochtene Lehre, welche man Zwinglisch oder Calvinisch nennt, dieser Lande Kirchen aufdringen und also den einhelligen lieblichen Consens, so über 50 Jahre in denselben von diesem tröstlichen Artikel gewesen, verwirren und zu nichte machen".

Der Hofprediger der Pfalzgräfin entledigte sich des Auftrages in einer Weise, die er den Umständen für angemessen hielt [1]). Wie er schon neulich einem Doctor zu Wittenberg, der ihn in einem Schreiben beschuldigt, daß er nicht mehr gut Wittenbergisch wäre, geantwortet habe, so hätte er wünschen mögen, daß vor drei Jahren der Katechismus nicht ans Licht gekommen, oder doch bald unterdrückt worden wäre. „Denn daher ihrer sehr Viele Ursache nahmen, ihren Argwohn, den sie bisher heimlich gehalten, auszustreuen und die Autoren des Katechismus verdächtig zu machen, als wollten sie der Zwinglischen oder Calvinischen Lehre vom Nachtmahl Beifall geben. So wußten auch eine gute Zeit zuvor, ehe er ausging, oder zu kaufen zu bekommen war, die Pfalzgräfischen sich desselben zu rühmen; Etliche dankten Gott, daß nun einmal offenbar worden wäre, worauf man lange gehofft, daß die von Wittenberg auf ihrer

---

1) Das Schriftstück hat kein Datum, fällt aber, da Johann Casimir mit seiner Gemahlin acht Tage nach Fastnacht von Dresden abreiste, schon aus diesem Grunde in den Monat Februar oder Anfang März 1574.

Seite stünden und ihres Bekenntnisses Gesellen wären, wie ich zur selbigen Zeit Magister Philipp seligen (nämlich dem Hofprediger Wagner) berichtet".

„Zwar wenn es dabei allein geblieben, hätte es auf beiden Seiten des großen Jubilirens und Frohlockens, auch hingegen des Bezüchtigens und Lästerns nicht bedurft, weil die Worte des Katechismus ex Corpore Doctrinae und anderen Herrn Philippi Scriptis gezogen, welche bisher nur auf Calvinisch ausgelegt oder dafür gescholten worden". Nachdem er dann von den Stellen des Katechismus gesprochen, welche zu Argwohn Anlaß gegeben, fährt er fort von der „Grundfeste" zu reden, „zwar ein herrlich und gut Buch, von den beiden Naturen in Christo und deren Eigenschaften"; aber das habe Viele vor den Kopf gestoßen, daß Brentius und andere Gesinnungsgenossen Luthers getadelt, die Gegner aber mit Stillschweigen übergangen würden.

„Hierauf folgte endlich die Confession zu Dresden gestellt, wodurch viel christliche Herzen sehr erquickt wurden, weil des Herrn Lutheri Definition und ander guter nützlicher Bericht mehr darinnen steht. Doch wünschten ihrer viele herzlich, daß man sich in negativa besser erklärt und mit welchem Gegentheil man's nicht hielte, namhaft gemacht hätte [1]). Aber es war geschehen; Brentius und andere gute Leute mußten sich leiden; Zwinglius, Calvin und Andere hatten nie ein Wasser getrübt".

„Was begab sich ferner? Dathenus, der Heidelberger Hofprediger, ließ eine öffentliche Schrift ausgehen, darinnen er sagen durfte, er und sein Haufe hätten ihr Leben lang nie anders de coena Domini gelehrt, denn in dieser Confession gefaßt wäre [2]). Hier sperret

1) Es ist dazu zu bemerken, daß Hofmann für seine Person nach dem Erscheinen des Dresdener Consens an demselben nichts auszusetzen hatte, sondern ihn in einem Briefe an den Kurfürsten als ein herrliches Zeugniß sächsischer Rechtgläubigkeit pries. Sah der gelehrte Hofprediger damals noch nicht schärfer, oder hielt er es für nützlich, das vom Kurfürsten autorisirte Werk zu loben? Bei dem zweifelhaften Charakter dieses Hoftheologen ist auch das Letztere nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich.

2) Diese Schrift fand auch am Hofe des Kurfürsten August Beifall und befreundete Männer wie den Kanzler Kysewetter mit der reformirten Lehre. Auch Stößel und Schütz rühmen sie in ihrem geheimen Briefwechsel.

Jedermann Mund und Ohren auf, was man darzu sagen würde". Er führt dann aus, daß man dem Dathenus das Gegentheil hätte nachweisen können. „Aber da schwieg Jedermann stille und bekräftigten die zu Wittenberg hiemit Dathenі Meinung, daß er nichts anders, denn die Confession (der Dresdener Consens) lautet, gelehrt hätte. Daraus dann folgte: entweder daß Herr Lutherus seliger in dem Streit Zwinglium, Oekolampad und ihre Jünger Calvin, Beza u. s. w., welcher Lehre Dathenus treibt, nicht recht verstanden und ihnen also Unrecht gethan, indem er wider sie geschrieben, oder daß die zu Wittenberg in ihrer Confession andere und neue Wort oder zwar die alten, aber doch in solchem Verstand, der nicht mehr Lutheri, sondern Zwingli Meinung gemäß wäre, führten. Welches unter diesen Beiden am leichtesten zu glauben sei, davon laß E. Kf. G. und andere Leute ich unterthänigst urtheilen".

„Bald hernach zog Dr. Ehem[1]) in diese Lande, nahm auch seinen Weg auf Wittenberg. Als er wieder heimkam, sagte sein Diener öffentlich, nicht zu mir allein, sondern auch zu andern Leuten: die zu Wittenberg, als sie ihm die gebührliche Verehrung von allerlei gutem Wein gethan und sich und ihre Schule dem Pfalzgrafen bei Rhein Kurfürsten unterthänigst befohlen, hätten sie über Tisch öffentlich sich soviel vernehmen lassen, wo sie vor E. Kf. G. sich nicht zu fürchten, wollten sie lang auf seine d. i. der Zwingler und anderer Calvinisten Meinung getreten sein". Zum Beweis, daß wirklich die Wittenberger Calvinisch lehren, wird dann berichtet, wie drei der dortigen Studenten in der Pfalz eine Anstellung gefunden und auf Zwinglisch lehren und das Abendmahl austheilen. Freilich ist die Strafe nicht ausgeblieben, denn einer von ihnen hat in der Pfalz keine gute Stunde gehabt und ist elend an der Wassersucht gestorben!

„Soviel, gnädigster Kurfürst und Herr, wollte aber Gott, es wäre noch weniger oder gar nichts, ist mir von diesem Fall bewußt. Denn was sonsten ihre heimliche Schreiben unter einander belangt,

---

1) Der einflußreichste Rath Friedrich des Frommen und die Seele der auswärtigen Politik, mit dem in Verbindung gestanden zu haben, Craco zu einem Verbrechen angerechnet werden sollte.

als daß man sagt, Dr. Pezel habe neulich an Ursinus zu Heidelberg geschrieben, sie haben nun den Pfarrer zu Wittenberg, Widebram auch aller Ding auf ihrer Seite und sei Niemand mehr sonderlich, der ihnen widerstehe, das laß ich in seinem Wege, damit man mir nicht nachsage, wie Flacio Illyrico, ich gründe meine Sache auf heimliche Briefe und dergl. Sonsten beklagen sich dennoch viel guter Leute, daß man also durch Schriften zusammenprakticire und mit einander collutire, wie mein lieber Herr und vertrauter Freund M. Philippus Wagner seliger in seinem letzten Schreiben an mich, kurz zuvor, ehe er in Dänemark zog, klaget: Ich merke, schrieb er, daß Etliche der Unsern mit den Euren (die Zwinglischen Theologen meint er) unter der Decke liegen und collutiren, aber sehr heimlich hält man noch. Es wird aber endlich ausbrechen, wo kein Theil dem anderen weichen wird. Ich wollt aber, daß auch Ihr fleißig nachforschet, wie sie einander die Hände bieten. Jetzt machen uns Fremde zu schaffen, da doch unter uns ein feiner gleicher Consens ist. Der Teufel hole die, welche unsere Kirchen, die in Ruhe sind, mit ihrem Gift beschmeißen und verunreinigen. Und bald hernach schreibt Philippus: unter unsern Theologen sind wenige, die jener Meinung beistimmen; etliche Aerzte und Juristen halten sie fast für annehmlich, aber die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Haec Magister Philippus".

„Dies, gnädigster Kurfürst und Herr, melde ich, Gott im Himmel weiß es, aus unterthänigstem treuen Herzen, bitte und ermahne E. Kf. G. und derselben hochlöbliche Gemahl unterthänigst um Gottes und des Blutes Jesu Christi willen, es wollten E. Kf. G. als christliche Obrigkeit und Landeseltern gnädigst und mit Ernst daran sein, daß der einhellige Consens in Gottes Wort und Sacramenten, wie er über die 50 Jahre in diesen Kirchen gelautet und geklungen hat, noch ferner unverrückt und unverkehrt erhalten werden. Denn ich höre, es sei neulich eine heimliche Fledermaus und Skarteken (sic!) ohne Meldung des Autors und des Druckers — er meint die Exegesis — ausgestreut worden, darinnen der Zwinglisch Geist sich vollends ganz und gar hervorthut und mit seinem Wust gern dieser Lande Kirchen beschmeißen wollte".

„Die ganze Christenheit", so schließt Hofmann bezeichnend, „richtet

ihre Augen auf den Kurfürsten, „besonders diejenigen, so sich jetzt noch schmiegen und biegen und mit Geduld viel über sich ergehen lassen, damit sie nur ihre Lehrer und Prediger behalten und vor Zwingli Traum und Calvini Schwarm Ruhe haben mögen". Sollte aber „diese Säule auch schwanken" und „in diesen Landen eine Aenderung geschehen", so würde der Teufel Alles zu Grunde richten [1]).

So aufregend ein solcher Bericht unter den damaligen Verhältnissen auf den Kurfürsten auch wirken mußte [2]), so konnte er sich doch dadurch nicht zu besonderen Maßregeln gegen die Wittenberger bestimmen lassen. Noch weniger war die Stellung von Schütz, Stößel und anderen „Kryptocalvinisten" am Hofe dadurch unmittelbar gefährdet. So sehen wir denn auch den Hofprediger Schütz wie im Februar des J. 1574 so auch noch den Monat März hindurch in amtlicher Thätigkeit neben Listenius. Er fährt fort gegen das Dogma der Ubiquität, das der Letztere mit steigender Heftigkeit verficht, jene Lehre von der Person Christi zu vertreten, die in Sachsen seit Melanchthons Tagen die landesherrliche Anerkennung genossen hatte. In diesem Sinne predigte er noch am 25. März in der Schloßkirche zu Dresden. Freilich durfte Listenius ihn dafür folgenden Tages als einen „Arianer", „Sacramentsschwärmer", „Verführer", „Wolf", „Miethling", als einen „groben Schützen" öffentlich lästern und die anderen Geistlichen der Stadt laut gegen ihn aufreizen: aber noch war nicht abzusehen, ob nicht gerade durch dies

1) Zur Charakteristik des Schreibers sei bemerkt, daß er am Schluß des Berichts über schlechtes Auskommen klagt und sich mit seiner Familie — er sei mit seinem Weibe ganz arm zusammengekommen — der Gnade des Kurfürsten empfiehlt. — In der Pfalz zeichnete er sich durch seinen Lebenswandel nicht gerade aus; er besuchte das Wirthshaus so fleißig, daß auf Elisabeths Bericht Kurfürst August ihm einmal eine ernste Rüge ertheilte. Hofmann stellte seine Schwäche nicht in Abrede, behauptete aber auch den Studien fleißig obzuliegen, wenn seine schriftstellerischen Werke auch erst nach seinem Tode ans Licht kommen sollten. Sie sind jedoch bis heute nicht ans Licht gekommen.

2) In heftiger Aufregung entließ er auch Joh. Casimir und sparte elbst Drohungen für den Fall, daß er seine Tochter in kirchlichen Dingen nicht unangefochten ließe, nicht.

Wüthen und Toben Listenius seine Sache verderben und den Kurfürsten nöthigen würde, sich der Angegriffenen noch einmal anzunehmen. Versicherte August dem Stößel doch noch am 27. März, daß er ihn jederzeit ansprechen und gnädig hören werde, wenn er über ungerechte Anschuldigungen sich zu beklagen habe, obwohl derselbe Stößel sich eben jetzt geweigert hatte, die von den Calvinisten zur Bekräftigung ihrer Abendmahlslehre vorgebrachten Argumente aus Luthers und anderer rechtgläubiger Lehrer Schriften kurz und bündig zu widerlegen.

Da ereignete sich jenes „große göttliche Wunderwerk", dessen sich Listenius Zeitlebens glaubte rühmen zu dürfen, während er Ursache gehabt hätte, von der bedenklichen Rolle, die er selbst dabei spielte, aus Schamgefühl zu schweigen. Da er jedoch den Anspruch erhebt, daß seine That, „so lange die Welt steht", unvergessen bleibe, so wollen wir für unseren Theil der Erfüllung seines Wunsches nicht hinderlich sein.

Wir kennen den entscheidenden Vorgang aus einem eigenhändigen Bericht, den August selbst seinem Schwager, dem König Friedrich von Dänemark am 14. Mai des folgenden Jahres (1575) erstattet. Es heißt daselbst: Eben zu der Zeit, als er bei ihm in Dänemark gewesen, sei er von hohen und anderen Personen vertraulich gewarnt worden, auf Kirchen und Schulen ein fleißig Aufsehen zu haben[1]). „Denn man hätte soviel Anzeigung, daß sie in der Lehre nicht aller Ding rein wären. Ob mir nun solches erstlich

1) Anders ist der Eingang in einem von August entworfenen, aber nicht abgesandten Briefe an den Dänenkönig aus dem Jahre 1574. Es liegt auch noch ein dritter Entwurf vor, und die Vergleichung ergiebt, daß August, ohne es mit der Wahrheit allzustreng zu nehmen, die Dinge bald so, bald so gefärbt darstellt. Hier sei nur folgende Stelle aus dem ersten Entwurf hervorgehoben: Wenn er früher, sagt der Kurfürst, oftmals nach den Ursachen des Streites, der in Schmähschriften geführt wurde, fragte, wurde ihm nicht anders gesagt, es käme von den Weimarischen her, die da gerne ihrer Herrschaft zu den verlornen Landen und Leuten helfen wollten. Weil es dann eine solche scheinliche Ursache gewesen, habe er sich müssen zufrieden geben, habe also gar kein Mißtrauen auf seine Theologen und Universitäten gestellt, sondern sie gern entschuldigt.

wohl etwas fremde vorgekommen, so hatte ich doch die treuherzige Warnung nicht vergebens wollen vorübergehen lassen, sondern den rechten Grund zu erfahren fleißig nachgefragt und nachgedacht. Man hat mirs aber also verdeckt und verdreht, daß ich nicht das Geringste, worauf ich hätte fußen können, hätte erfahren mögen, bis endlich unser Herrgott, dem aller Menschen Herzen bekannt, selbst ihre Schelmerei durch ein Kind von 5 Jahren — wie unschuldig! — hat offenbar gemacht, und solches ist also zugegangen:

„Dr. Stößel schreibt an meinen Hofprediger M. Christian (Schütz) einen lateinischen Brief mit einer griechischen Ueberschrift. Solchen Brief bringet ein alt Weib von Pirna, allda Dr. Stößel Pfarrherr gewesen, so Botschaft läuft, in meines andern Dr. Jürgens (Listenius) Haus und weiß nicht anders, es sei in M. Christians Hause, und giebt solchen Brief einem Knäblein oder Jungen von 5 Jahren, er sollte dem Vater den Brief geben, wie denn auch der Knabe gethan. Als nun Herr Georg, als der allein an meinem Hofe das Wort Gottes recht und christlich lehrte, gesehen, daß der hohe ungewohnte griechische Titel sonder Zweifel auch etwas Hohes und Neues bedeuten müßte, sonderlich dieweil sich M. Christianus in etlichen Predigten, die er doch selbst nicht gemacht, sondern Dr. Stößel ihm vorschreiben lassen, sich sehr verdächtig etliche Wochen zuvor gemacht: also hat Herr Georg seiner Pflicht nach nicht umgehen können, solchen Brief an den Ort, wo er hin gehört, zu geben [1]). Aus solchem Brief ist klar befunden, in was heimlichen Praktiken Dr. Stößel und Hr. Christian mit einander gestanden, die Calvinische Lehr in diese Lande zu bringen".

„Dadurch, so fährt August fort [2]), bin ich verursacht worden,

1) D. h. er brachte den Brief dem Kurfürsten — wie es scheint, ohne ihn erbrochen und gelesen zu haben. In einem Briefe vom 14. Nov. 1586 sagt Listenius selbst bloß: Gott habe ihm seine Feinde mit ihren vertrauten Briefen und Siegeln wunderbarlicher Weise in seine Hände gegeben. Die Nachricht bei Gillet I 450, wonach der Brief von Peuzer gekommen und durch die Frau des Listenius erbrochen worden wäre, ist danach zu corrigiren.

2) Nämlich in einem der früheren Entwürfe zu dem Schreiben nach Dänemark; der ausgefertigte Brief berührt das Folgende nur kurz.

Herrn Christianum in einer Stube auf dem Haus Dresden verwahrlich anzuhalten und in seinem Hause nach allerlei Briefen, die zu diesen Praktiken gehörten, fleißig nachzusuchen zu befehlen, daraus ich dann solche Nachrichtung bekommen, daß ich verursacht, auch Stößeln auf seiner Pfarrei in Pirna zu bleiben in Verhaftung zu nehmen. Wie ich aber seine Briefe auch visitiren lassen, so finde ich, daß Dr. Peuzer unter ihnen der vornehmsten Rädelsführer einer, der ein Ursacher des ganzen Unheils gewesen, welchen ich auch in Bestrickung genommen. Als ich nun Dr. Peuzers Briefe auch visitiren lassen, so finde ich, daß der dicke lebersüchtige Bösewicht Dr. Craco der andern aller Patron und Anhetzer gewesen, welchen sie mehr als mich, ihren natürlichen Herrn, in Acht gehabt", weßhalb er ihn, da er keinen andern Kurfürsten neben sich im Regiment dulden will, auch in Bestrickung genommen.

Es wäre von Interesse, sowohl jenen verhängnißvollen Brief Stößels an Schütz, der zu dem Ausbruch der Katastrophe Veranlassung gab, als die übrigen geheimen Correspondenzen, welcher der Kurfürst sich bemächtigte, im Wortlaut zu kennen; bis heute haben sich nur Excerpte gefunden, und die Briefe selbst scheinen vernichtet worden zu sein [1]). Indeß reichen die erhaltenen Auszüge hin, um es begreiflich zu finden, daß August, zornentbrannt, vor den strengsten Maßregeln gegen die Compromittirten nicht mehr zurückschreckte.

Da klagte, um nur weniges hervorzuheben, Stößel wiederholt über das Weiberregiment, dem man entgegenwirken müsse; das Meißnische Consistorium, welches aus Heuchlern bestehe, sei durch Geschenke vom Hofe bestochen; auch der von den Wittenbergern abgefallene Paul Crell habe Geld genommen; das Weiberregiment werde bewirken, daß man an Stelle des Philipp Wagner einen noch schlimmern Hofprediger bekomme; Listenius verstärke die Weiber-

1) Mir liegt vollständig nur ein Schreiben eines Ungenannten vor, welches einer der von der Katastrophe Betroffenen an einen nicht genannten Freund richtet. Darin wird über Tyrannei und Unverstand der Fürsten geklagt, und an die Tyrannen des Alterthums erinnert, die gleich anderen Menschen dem Tode verfallen sind.

partei; aber man soll sich durch ihre Drohungen nicht abschrecken lassen; denn die Gewalt, die aus dem Weiberregiment erlangt wird, währt nicht lange; mit dem Eifer des Kurfürsten und dem Einfluß der Weiber treiben viele Mißbrauch; es stehe den Weibern Luthers Name so sehr im Herzen, daß er schwer daraus zu reißen sei; darum heiße es: Eile mit Weile; Gott habe den Superintendenten Daniel Gresser mit dem Wagen fallen lassen, weil er wider „uns" gewesen. Stößel lobt auch die Exegesis, so wie die oben erwähnte Schrift des Dathenus. Er rühmt den Kanzler Kysewetter, daß er schon methodum et solutionem omnium argumentorum disputationum hatte; er nennt Craco einen der „Unsern", und sah, als Craco krank lag, schon die große Freude, welche die Widersacher haben werden, daß sein christlich Vorhaben gehindert werde, das er auf sich genommen.

Auch Schütz klagt und spottet über Listenius, der ex praescripto aniculae et senis predige. Nicht minder geißelt er den Selnecker, der Verräthersold empfangen habe. Er bespricht die Abendmahlslehre im reformirten Sinn und verwirft mit der Ubiquität auch die mündliche Nießung. Er lobt nicht minder als Stößel die Exegesis, und die Schrift Dathens, welche Languet und Ehem aus Heidelberg gebracht haben.

Peuzer tröstet Schütz, wie die Lehre in den Niederlanden und in Frankreich nicht habe gedämpft werden können, so werde es hier viel weniger geschehen; es möge ihm eine Beruhigung sein, daß er auf seiner Seite gelehrte und hervorragende Männer habe; er hätte viel mit ihm zu reden, was der Feder nicht zu vertrauen; er höre gern, daß Craco wieder gesund sei, der werde den Universitäten und Schulen wieder aufhelfen; bei Selnecker und den Pfaffen zu Dresden sei des Lügens und Schmähens kein Ende. Welch eine Gotteslästerung sei es, zu lehren, Christus biete uns im Sacrament seinen wahren Leib dar, und zu leugnen, daß er wahrer Mensch sei.

Craco endlich schreibt an Stößel nach des Hofpredigers Wagner Tode, wenn man ihn rufe, solle er sich brauchen lassen. Dem Peuzer, er wolle ihm offenbaren, was sie vorgehabt und ausgerichtet, sobald er ihn sehe; er meldet auch, wie man seiner an der kurfürstlichen Tafel gedacht, giebt wenn auch unwichtige Nachrichten über

Entschließungen des Kurfürsten und gedenkt der Mutter Anna nicht ehrerbietiger als die Andern.

Das Alles waren nun zwar keine hochverrätherischen Dinge, selbst die Bemerkung nicht: Hätten wir Mutter Annen erst, so solt es nicht Noth haben; den Herrn wollten wir auch bald kriegen [1]) — sondern Aeußerungen, wie sie der vertrauliche Verkehr von Freunden in Tagen, wo die Gegner so gewaltig wider sie agitirten, mit sich brachte. Die Bedrohten waren auch berechtigt, sich über ihr Verhalten gegen Angriffe, die nicht mehr auf dem Boden des in Kursachsen gesetzlich bestehenden Kirchenwesens fußten, zu berathen und verständigen. Aber es läßt sich doch auch nicht verkennen, daß sie in ihren Briefen mit aller Entschiedenheit für einen Standpunkt eintraten, den sie, wenigstens Stößel und Schütz, dem Kurfürsten gegenüber hartnäckig abgeleugnet. Jetzt erschienen sie als Gesinnungsgenossen der Heidelberger und Schweizer, deren Bekenntniß sie immer und immer wieder als der kursächsischen Kirchenlehre widersprechend bezeichnet hatten. Und für das Bekenntniß suchten sie bei dem Kurfürsten am Hofe wie im Lande Propaganda zu machen. August sah sich betrogen von Männern, denen er lange sein Vertrauen geschenkt und die sich nun als Heuchler entpuppten. Um seinen Zorn herauszufordern, hätte es der spöttischen und despectirlichen Aeußerungen über ihn und seine Gemahlin nicht bedurft.

Aber seine herrische und gewaltthätige Natur, die selbst vor Grausamkeiten nicht zurückschreckte, der Einfluß von Schmeichlern, welche seine Vorstellungen von fürstlicher Machtvollkommenheit ins Maßlose steigerten, die Hetzereien von Weibern und Pfaffen, welche sich jetzt als von Gott berufene Retter seines bedrohten Seelenheils gebehrden durften, und jenes durch die Erfahrungen der letzten Zeit bis zu blindem Wahn gesteigerte Mißtrauen, das tyrannischen Naturen eigen ist, — das Alles versetzte den Kurfürsten, dem es zu anderen Zeiten nicht an Zügen der Großmuth fehlt, jetzt in einen

1) Gillet I 450. In den mir vorliegenden Auszügen fehlt die Stelle. In der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte VIII 120 ff., in den Auszügen bei Löscher III 167 und den von Heppe II 428 ff. gegebenen Notizen finde ich sie auch nicht.

Zustand, der ihn zu jedem Act nicht allein der Strafe, sondern der Rache fähig machte. Er hätte die Männer, welche viele Jahre seine Gunst, ja seine Freundschaft genossen, vernichtet sehen mögen und würde, wenn sich ein Gerichtshof gefunden, der sie des Todes schuldig erklärt, ohne Bedenken das Urtheil vollzogen haben.

Daß nun die Räthe, die er zur Untersuchung der Sache zu Hilfe nahm — denn der Hauptinquisitor war er selber — kein todeswürdiges Verbrechen zu entdecken vermochten, und daß auch die besonders dazu auserlesenen Mitglieder der Ritter- und Landschaft, die er nach Torgau berief [1]), nur gelinde Strafen beantragten, milderte den Zorn nicht, sondern steigerte nur das Begehren, durch eine schärfere Inquisition gegen die Hauptschuldigen zu Entdeckungen zu gelangen, die sein Mißtrauen rechtfertigen und seine Rachlust befriedigen könnten. Mittlerweile waren Listenius und seine Genossen nicht minder eifrig bedacht, das sächsische Kirchenwesen von all den Elementen zu säubern, die der Herrschaft ihres Systems im Wege standen. Nicht allein dem Calvinismus galt es — wenn die reformirte Lehre von der Person Christi und dem Abendmahl überhaupt schon den Calvinismus ausmacht — sondern auch jenem gemäßigten Lutherthum, das unter dem Einfluß Melanchthons und seiner Schriften seit Decennien in Sachsen geblüht hatte. Die Aufgabe schien eine übermenschliche. Denn erst jetzt, wo der ganze Melanchthonismus ausgerottet werden sollte, sah man, wie feste Wurzeln er geschlagen hatte. Denn wenn deren nicht Viele waren, welche zu einem klaren reformirten Bekenntniß vorgedrungen, so zeigten sich noch weniger in dem Sinne lutherisch, wie es Listenius und Selnecker forderten. Während daher selbst diejenigen sächsischen Theologen, welche als entschiedene Gegner der Wittenberger zu der Conferenz gerufen wurden, die zu Torgau das Werk der Reinigung der sächsischen Kirche einleiten sollte, ihre lutherischen Lehrsätze mit Melanchthonischen Reminiscenzen mischten, und sogar der neu berufene Hofprediger Mirus, der nach außen als der rüstige Mitar-

1) Es ist nicht richtig, daß es der ganze Landtag, auch nicht, daß es der gewöhnliche Ausschuß war, sondern man wählte die Leute, welche passend schienen.

beiter des Listenius sich gerirte, hinter den Coulissen mit diesem noch über die Ubiquitätslehre sich zankte und dafür als nicht völlig rechtgläubig verdächtigt wurde [1]): war Listenius schon bedacht, die Axt nicht etwa bloß an den Dresdener Consens, sondern auch an das Corpus Doctrinae zu legen, und Kurfürst August, einmal auf dem Wege der Umkehr begriffen, legte ihm kein Hinderniß mehr in den Weg. So hatte der Sturz des Kryptocalvinismus auch den des ganzen Melanchthonischen Systems zur Folge, und für den Einzug der Concordienformel in Sachsen war der Weg geebnet.

Dieser klägliche Ausgang der Bestrebungen der Wittenberger machte die Voraussagungen Jener wahr, welche schon vor Jahren mit banger Sorge auf das Treiben der „Wittenberger Halben" blickten. „So wirds kommen", schrieb schon im J. 1562 Johann Ferinar aus Wittenberg: „Sie, die mit ihrer menschlichen Weisheit vielleicht sogar den Himmel zu stützen wähnen, werden schließlich von beiden Theilen unter die Füße getreten werden [2])".

Was aber von den Wittenbergern jener Zeit galt, fand ebenso seine Anwendung auf die jüngere Generation, welche die Katastrophe von 1574 erlebte. Diese Männer waren insofern nicht schuldlos, als sie wiederholt, ausdrücklich befragt, aus ihrer Uebereinstimmung mit den Reformirten dem Kurfürsten gegenüber ein Hehl machten. Sie haben jedoch ihre Schwäche, ihre Unredlichkeit im Unglück zu sühnen gewußt. Den Glaubensrichtern zu Torgau antworteten sie mit männlicher Offenheit, und ließen sich auch im Gefängniß zu keiner Verleugnung ihrer Gesinnung bewegen. Die Verbannung war ihr endgültiges Loos.

Am wenigsten unschuldig haben vielleicht Stößel und Schütz gelitten, von denen der Erstere schon im J. 1576 durch den Tod von der Kerkerschaft, die seine Gattin mit ihm theilte, erlöst wurde, während der Letztere, dessen Gefangenschaft nach einiger Zeit gemildert wurde, noch den Kurfürsten überlebte. Dagegen zeigte August eine in dem Maße unverdiente und wahrhaft unmenschliche Härte gegen die beiden Nichttheologen Peuzer und Craco. Das

1) Nach Papieren des Listenius und Mirus im Dresdener Archiv.

2) Gillet I 315.

Schicksal Peuzers ist aus der von ihm selbst verfaßten Geschichte seiner Gefangenschaft, die sich nach den Akten als durchaus zuverlässig erweist, längst bekannt und wurde auch in neuerer Zeit wiederholt behandelt. Nur das unerhörte Verfahren gegen Craco und der klägliche Ausgang dieses scheinen eine aktenmäßige Beleuchtung zu verdienen.

Dr. Craco wurde gleich den mitbeschuldigten Freunden zu Anfang April 1574 in Untersuchung gezogen und auf Grund der confiscirten Papiere eine Erklärung von ihm gefordert, worin er bekennen sollte, daß der Kurfürst, sein gnädigster Herr, ihn deßwegen in Bestrickung genommen, weil er vorgehabt, mit Anderen eine verdächtige, fremde Lehre einschieben, ausbreiten und fortsetzen zu helfen, etliche Theologen und Andere an sich gezogen, ihnen allerlei Vertröstung gethan und über die Gesinnungen des Kurfürsten und angebliche Aeußerungen desselben Mittheilung gemacht, endlich seine Kf. G. selbst und deren Regiment höhnisch angezogen und davon allerlei geoffenbaret habe. Zugleich sollte er sich verpflichten, in Zukunft Nichts zu schreiben und zu prakticiren, sondern auf seinem Gute Schönfeld bei Dresden oder in seinem Hause in der Stadt sich als ein „Bestrickter" zu halten.

Craco weigerte sich mit Recht, durch Ausstellung eines solchen Reverses Verbrechen einzugestehen, die er weder begangen hatte, noch hatte begehen wollen. Denn wenn er auch gegen Listenius, Selnecker und Genossen Partei ergriffen, die Wittenberger in Schutz genommen und mit Peuzer und dessen Freunden am Hof sympathisirt hatte, so konnte ihm doch nicht nachgewiesen werden, daß er selbst dem Calvinismus huldige, und noch weniger, daß er Calvins Bekenntniß habe in Sachsen einführen helfen wollen. Die Anklage, an der „Conspiration" (d. h. einem geheimen Einverständniß) zur Aenderung der Religion in Sachsen theilgenommen zu haben, hatte Craco gegenüber noch weniger Sinn, als gegenüber den mitbeschuldigten Freunden, wenn ihn gleich der Kurfürst den „Messias" der Letzteren und das Haupt der Verschwörung nannte. Er konnte be-

theuern, dem Bekenntniß treu geblieben zu sein, womit er zwei Jahre früher die Verdächtigungen kirchlicher Eiferer glücklich niedergeschlagen hatte, indem er die wahrhafte Gegenwart Christi im Abendmahl auf Grund der Einsetzungsworte betonte, ohne freilich in der Lehre von der Himmelfahrt Christi, von dem Sitzen zur Rechten Gottes und von der „verdammten" Ubiquität den Neulutheranern zuzustimmen. Auch die Anklage, wider den Kurfürsten gehandelt und seinen Treu- und Diensteid verletzt zu haben, konnte er zurückweisen; denn was er „aus dem Rathe geschwatzt", waren keine „Staatsgeheimnisse", und was er gegen das Weiberregiment gesagt, keine Schmähung des Kurfürsten.

Aber trotz seiner anfänglichen Weigerung ließ sich Craco doch herbei, unter Betheuerung seiner Unschuld die Befriedigungsurkunde auszustellen; er täuschte sich jedoch, wenn er glaubte, damit den Zorn des Kurfürsten zu besänftigen. Noch weniger hatte er unter den jetzt Ton angebenden Räthen, die längst seine persönlichen Feinde waren, auf Fürsprache zu hoffen. Vor allen waren Lindemann und Jenisch, die Verbündeten der Kurfürstin, seine erklärten Gegner. Was Wunder, wenn unter solchen Einflüssen die Sentenz der Hofräthe dahin lautete, daß Craco Strafe verdient habe? Doch konnten auch sie, die Feinde des Beklagten, auf dem Tage zu Torgau bei den Mitgliedern der Ritterschaft und den Vertretern der Städte, die das erwähnte Abendmahlsbekenntniß „sehr klar, ungefälscht, rein und gut fanden" und gegen Craco nichts „Hartes vorgenommen" wissen wollten, nicht mehr als den Beschluß erreichen, daß derselbe noch eine Weile in Verstrickung bleibe, bis man sehe, ob er sich bessern wolle.

August verhehlte seinen Unwillen nicht, daß die getreue Landschaft „in so hochwichtigen Sachen und großen Verbrechungen eine gar gelinde, bedächtige Strafe sollte geordnet haben", und behielt sich ausdrücklich vor, gegen die vier bestrickten Personen eine „härtere und billigere" Strafe anzuwenden, wenn er jetzt oder künftig mehr von ihnen „erforschen" werde.

Einige Wochen vergingen, ehe die fortgesetzte Untersuchung (wenn das vollendete System der Spionage diesen Namen verdient) auch nur den Vorwand zu einem strengeren Verfahren geben konnte.

Craco lebte auf seinem Gute zu Schönfeld, ohne über seinen Sturz besonderen Schmerz und über sein weiteres Schicksal Sorge zu äußern. Er empfing zu Anfang den Besuch befreundeter Männer und war fröhlich mit ihnen. Auszugehen war ihm streng verboten, nur die Kirche durfte er besuchen; auch Briefe sollte er nicht schreiben, noch mit Jemand über die Ursache seiner Bestrickung reden.

Da erschienen plötzlich am 8. Juli die Räthe Hirschfeld und Eulenbeck aus Dresden und hielten ihm vor: er habe ohne Erlaubniß der Beerdigung seiner Tochter beigewohnt und Briefe geschrieben. Craco entschuldigte sich wegen des Leichenbegängnisses mit dem Umstande, daß er deßhalb um Erlaubniß gebeten und, obgleich er keine Antwort erhalten, sich doch zum Besuch des Kirchhofs berechtigt gehalten habe, weil er ja auch die Kirche besuchen dürfe. Mit den Briefen aber verhalte es sich also: Peuzer habe nur ein Schreiben von ihm empfangen, das noch vor der Verstrickung ausgegangen. Während derselben habe er nur ein paar Zeilen an einen Schwager in Speier, die sich auf seinen Sohn bezogen, mit ganz allgemeinen Andeutungen über sein Schicksal, und an diesen in Italien weilenden Sohn selbst mit der Nachricht, daß er heimkehren und für sich selbst sorgen müsse, gerichtet. Aber hatte er nicht seiner Gattin die Ursache seiner Bestrickung verrathen? Wie hätte diese sonst ihrem Bruder nach Speier melden können, daß ihr Mann „der Religion wegen" und „weil er über den Universitäten gehalten" verstrickt sei? Die Briefe waren aufgefangen, und man sah daraus sogar, daß Craco und seine Frau den Sturz nicht allzusehr beklagten, sondern sich selbst befriedigt darüber äußerten, mit dem Hofleben nun nichts mehr zu thun zu haben. Dem Kurfürsten war der Anlaß zu größerer Strenge gegeben.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli erschien zu Schönfeld der Schösser von Stolpen mit zwanzig Bewaffneten, um Craco im Schlaf zu überraschen und eiligst wegzuführen. Im Bewußtsein seiner Unschuld verlor er jedoch die Fassung nicht. Er wurde theils zu Wagen, theils zu Schiff nach Leipzig gebracht und auf der Pleißenburg eingekerkert. Da wurde der Mann, der als allmächtiger Minister so viel beneidet war, gleich einem gemeinen Verbrecher gehalten. Dinte und Feder durfte er nur erhalten, um an den Kurfürsten

eine Bittschrift zu richten, die aber ohne Wirkung blieb, und Supplicationen seiner Gattin und Verwandten hatten bloß den Erfolg, daß ihm eine Zeit lang täglich eine Kanne Wein gekauft und wegen eines wunden Schenkels ein Bader zu ihm gelassen werden durfte. Die Berichte des Hauptmanns der Burg über den leidenden Zustand des Gefangenen rührten August nicht. Auch die Räthe Bernstein, Sebottendorf, Lindemann und Peifer — zum Theil Gegner Cracos — erwarben sich keinen Dank, als sie vorzustellen wagten, daß der Kurfürst den schwer erkrankten Mann, der doch sein geheimer Rath gewesen, aus der Pleißenburg, wo der Tod ihm drohe, nach Dresden führen und in einer gesunden Wohnung bewachen lassen möge. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie, als die Nachrichten von Cracos Zustande sich verschlimmerten, den Muth hatten, sich noch einmal für ihn zu verwenden und um Verbringung desselben in ein luftiges und wärmeres Zimmer, sowie um bessere Pflege zu bitten, damit nach dem bald zu erwartenden Tode des Gefangenen nicht gesagt werden könne, daß er durch die Behandlung im Gefängniß gestorben. Noch besser sei es, fügten sie hinzu, wenn Craco ganz entlassen werden könnte; doch das wäre, wie sie meinten, noch nicht rathsam, damit nicht gesagt werden könne, er sei ohne triftigen Grund gefangen gesetzt worden!

August aber, statt solchen Fürbittten Gehör zu geben, fand Veranlassung oder doch Vorwand, seine Härte gegen den Unglücklichen noch zu steigern. Craco hatte in seinem Gefängniß die Bekanntschaft des Sohnes des Hauptmanns der Pleißenburg, eines Studirenden, Georg Richter mit Namen, gemacht. Dieser fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen und suchte demselben, so lange er sich körperlich noch wohl befand, die trostlose Einsamkeit erträglich zu machen, indem er ihm nicht allein Bücher und Schreibmaterialien verschaffte, sondern auch heimlich manche Stunde im Gespräch mit ihm zubrachte; selbst Briefe besorgte er ihm, und wenn später erpreßte Geständnisse richtig wären, so hätte er sogar Fremde, nämlich Verwandte und Freunde Cracos aus der Stadt, zu ihm geführt und den Gefangenen vor dem Kerker, auf dem Gang oder in dem Graben, Luft schöpfen lassen. Dem Kurfürsten konnte Derartiges auf die Dauer unmöglich ganz verborgen bleiben. Eine strenge Untersuchung wurde gegen den jungen Richter, dessen Vater

und andere der Mitschuld Verdächtige eingeleitet, Craco aber in ein besser verwahrtes, halb dunkles Gemach verbracht und dem neuen Hauptmann der Burg, Ernst von Wettin, die größte Wachsamkeit eingeschärft.

Kein Kerkermeister hätte für August, wie er jetzt gestimmt war, passender, für Craco aber schlimmer sein können als dieser. Denn während Wettin den Gefangenen mit erbarmungsloser Härte behandelte, suchte er sich die Gunst des Kurfürsten durch Berichte zu erwerben, die mit teuflischer Klugheit auf die bösen Eigenschaften desselben, vor Allem auf sein jetzt bis zum Wahnwitz gesteigertes Mißtrauen, berechnet waren. Obwohl der Hauptmann nicht leugnen konnte, daß Craco mit häßlichen Geschwüren bedeckt, „wohl schwach sein möge", so stellte er doch seinen lebensgefährlichen Zustand als Verstellung dar, der die Absicht zu Grunde liege, seine Gattin zu sich zu bekommen. Jede Aeußerung des Unwillens aber, die dem Gequälten entfuhr, wurde dem Kurfürsten so berichtet, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlte. Als Craco gegen den Wärter, der ihn täglich zweimal „speiste", über das Essen sich beklagte, es gar eine Speise für Diebe nannte, erwirkte Wettin den kurfürstlichen Befehl, ihn, „weil er die Gaben Gottes so schimpflich von sich stoße", für einige Tage auf Wasser und Brod herabzusetzen, damit er etwas geduldiger werde.

Noch immer hoffte der Unglückliche auf Erleichterung seiner Lage. Er wünschte an den Kurfürsten zu schreiben. Wettin verweigerte ihm Feder, Dinte und Papier, bis August rescribirte, er dürfe ihm Schreibmaterialien geben, wenn den Craco etwas in seinem Gewissen drücke, was er dem Kurfürsten mittheilen wolle, aber der Hauptmann solle dabei sein und das Geschriebene ungelesen versiegeln und nach Dresden einsenden. Craco brachte mit zitternder Hand, „ein Lazarus an seinem Leibe", einen flehenden Brief zu Stande, voll der Versicherung, daß er keine Untreue in seinem Herzen wisse, und erinnerte dabei — es war ein paar Tage vor Weihnachten — an die Barmherzigkeit Gottes und die bevorstehende Feier der Geburt Christi. Wettin aber versicherte dem Kurfürsten, der Gefangene, den er während des Schreibens so hätte sitzen lassen, daß er ihn gut beobachten konnte, befinde sich noch so gut, daß es keine Noth mit ihm habe.

Craco verlangte nach einem Geistlichen; August befahl, daß dieser nie allein und nie anders als in deutscher Sprache mit ihm reden dürfe. Als der Gefangene dies vergaß und zu dem Prädicanten sagte, er habe seiner Sünde halben solches Kreuz um Gott wohl verdient, aber um den Kurfürsten von Sachsen nicht, fiel Wettin dazwischen und hinderte ihn weiter zu reden. Das war am letzten Tage des Jahres 1574. Craco war zum Tode bereit. Er rief den Geistlichen, den Hauptmann und die anwesenden Wärter zu Zeugen, daß er als ein frommer Christ sterben wolle, und bat, man möge seinem Weibe und seinen Kindern anzeigen, daß er ihnen lasse eine gute Nacht sagen und sie gesegnet haben wolle. Wettin aber verbot, nachdem der Kerker geschlossen, dem Geistlichen aufs Strengste, von dem, was er gehört, irgend Jemand etwas zu sagen; sollte Gott Craco abfordern, so habe es von wegen der guten Nacht seinen Weg.

Nichts wurde dem Kurfürsten verschwiegen, was der Gefangene sagte oder allenfalls sagen konnte. Wettin berichtete, er habe geäußert, er könne nicht denken, daß es Augusts Wille sei, daß er so gehalten werde; denn er wäre sonst ein löblicher Fürst gewesen; da es aber seine Kf. G. jetzt also gegen ihn vornehmen wollte, so hätte er sein Lebtag solch große Tyrannei nicht gesehen. Es milderte den Zorn des Kurfürsten auch nicht, wenn es bald darauf hieß, daß Craco ein ander Mal gesagt, „seine Kf. G. wären ein frommer Herr; er hätte sich mit seiner Kf. G. vermocht, als wären sie Brüder gewesen; seine Kf. G. hätten ihn geherzt und geküßt und gesagt: Du herziger, lieber, dicker Doktor".

Zu Anfang des neuen Jahres schickte August seinen Geheimschreiber Jenisch nach Leipzig, um sich zu überzeugen, ob seine Befehle streng ausgeführt würden; er sandte ihm ein Rescript mit der Aufschrift „cito, cito, cito, cito" und des Inhalts nach: wenn der neue Kerker fertig sei, so solle der Hauptmann den lebersüchtigen Bösewicht hineinsetzen und fleißig, fleißig, fleißig verwahren, wie es sich nach eines solchen Schelm Art nicht anders gebühre. „Gott schände alle falschen und ungetreuen Herzen. Amen". Jenisch konnte schon folgenden Tags berichten, der Gefangene sei jetzt in dem für ihn besonders hergerichteten Gemach, dessen kleine mit starkem Eisengitter versehene Fenster sich 20 Ellen über der Erde befinden.

Unbeschreiblich ist das Elend, in welchem sich Craco jetzt befand. Zu den großen Geschwüren, welche die Brust bedeckten, kamen in Folge der Ekel erregenden Unreinlichkeit, worin man ihn ließ, Hautausschläge an dem ganzen Körper. Der Kerker war düster und von dem frischen Mauerwerk feucht, die Kleider zerlumpt, das Lager des gemeinsten Verbrechers aus der Hefe des Volkes würdig. Der Geistliche konnte dem Unglücklichen keinen Trost mehr spenden; denn Wettin wollte bemerkt haben, daß er ihm mitleidvoll die Hand gedrückt; der Gefängnißknecht durfte ihn, wenn er ihm das Essen brachte, auf dem Lager nicht mehr aufrichten, weil ein anderer Wärter es gewagt haben sollte, dem Gefangenen bei dieser Gelegenheit einen Zettel von seiner in Leipzig verheiratheten Tochter in die Hand zu drücken, wodurch die endlosen Nachforschungen, die man mit Hilfe der vollendetsten Spionage längst in Gang gebracht, noch um eine neue vermehrt worden waren. Was Wunder, wenn der so gepeinigte Mann in einem Anfall von Verzweiflung einmal mit dem Messer, das ihm bis dahin zum Essen gereicht wurde, nach seiner Brust fuhr? Der Wärter hielt ihn zwar zeitig genug zurück das Messer ritzte nur die Haut, aber die Verbrechen, welche Craco begangen hatte, waren um einen Selbstmordsversuch vermehrt. Bald war die lange Reihe der Inquisitionsartikel, die dem Gefangenen vorgelegt werden sollten, erst zu „gütlicher", dann zu „peinlicher Frage" vollendet. August hatte zu dem Zweck mit eigener Hand „ungefährliche Capitel und Punkte, deren Doktor Craco zu beschuldigen", aufgesetzt.

Darin lesen wir wieder, daß Craco ihm vertraute Sachen nicht geheim gehalten, das Gift des Calvinismus in Sachsen habe einführen wollen; ferner, daß er sich des Kurfürsten halben gegen viele Leute spöttisch, höhnisch und verächtlich hatte vernehmen lassen, „daß ich, schreibt August, mich um meine eigenen und angelegensten Sachen Nichts bekümmerte, sondern Alles dahin stellte und hinschlafen ließe, allein meiner Wollust wartete", und fügt hinzu, die Leute gegen die ers geredet, könnten ihm namhaft gemacht und vorgestellt werden. Es ist dies freilich nie geschehen. Sogar das Verhältniß des Kurfürsten zu seiner Gemahlin soll Craco zu stören gesucht haben, indem er bösen Samen, wie der Teufel, zwischen sie säen wollte. Das Hauptgewicht aber liegt bei der anzustellenden Inquisition auf fol-

genden Punkten: „Craco hat durch seine Bubenhändel eine Conspiration wie in Frankreich und in den Niederlanden wider den Kurfürsten und die Seinen unter dem Schein der Religion anrichten wollen". Damit steht in Verbindung, daß er sich „bei den Unterthanen wie beim Adel in großes Vertrauen zu setzen gesucht". Ja sogar die Einmischung Joh. Casimirs von der Pfalz in die französischen und niederländischen Händel, die August vergebens zu verhüten gesucht habe, soll auf Anstiften Cracos und seines Correspondenten in Heidelberg, des Dr. Ehem, erfolgt sein. So sinnlos dieses Alles auch erscheint, so wußte es doch das krampfhaft erregte Gehirn des Kurfürsten zusammenzureimen. Calvinismus, Conspiration mit den Heidelbergern, Aufstand und Empörung wie in Frankreich und den Niederlanden — das Alles verknüpfte sich ihm mit dem Namen eines Mannes, gegen den sein Haß jetzt noch größer war als früher sein Vertrauen gewesen.

Und doch hatte Craco im Verkehr mit der Pfalz, sowie in den Beziehungen zu anderen Fürstenhöfen überhaupt, nur nach den Intentionen seines Herrn, wenigstens immer nur mit dessen Zustimmung gehandelt. Er hatte die Verbindung des Pfalzgrafen Joh. Casimirs mit der Prinzessin Elisabeth nicht herbeigeführt, hatte jenem, wenn er den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden Hilfe bringen wollte, keine Hoffnung auf sächsische Unterstützung gemacht; die wiederholten Forderungen des Dr. Ehem, daß Kursachsen aus seiner zurückhaltenden Stellung hervortreten und der pfälzischen Politik sich anschließen möge, hatte er abgelehnt; auch ein Bündniß mit England, wie Friedrich der Fromme von der Pfalz es erstrebte, war von ihm nicht befürwortet worden. Nur das gestand Craco zu, daß er persönlich mit den „armen Leuten" in Frankreich und den Niederlanden Mitleiden gefühlt und dem Herzog von Alba feind gewesen sei.

August jedoch beharrte dabei, daß Craco conspirirt haben müsse, und wollte um jeden Preis der Sache auf den Grund kommen, und sollte jener darüber auch zu Tode gemartert werden. Ja der Tod Cracos war dem Kurfürsten ein willkommener Gedanke; er wünschte, er erstrebte ihn, und zwar nicht allein aus Haß, sondern wie es scheint, auch aus Furcht. Denn so lange der Mann, welcher in die

Geheimnisse der sächsischen Politik wie kein Anderer eingeweiht war, am Leben blieb, konnte den Fürsten die Sorge verfolgen, daß er einmal die Freiheit gewinnen und ihm gefährlich werden möchte. Tauchte doch vor dem argwöhnischen Auge des Kurfürsten in jenen Tagen sogar die Gestalt Johann Friedrich des Mittleren, welcher seit der Gothaer Execution (1567) hinter den Mauern eines österreichischen Kerkers saß, wieder auf, um die Ansprüche der Ernestiner an die sächsische Kurwürde in Erinnerung zu bringen! Craco freilich, der einst in Gotha das Verhör des gefolterten Kanzlers Brück leitete, hatte nie eine Spur von Sympathie für das gestürzte Haus an den Tag gelegt. Aber wenn es, wie August sich vorspiegelte, wirklich auf eine Umwälzung in Kursachsen abgesehen war, und wenn diese in Verbindung mit den Pfälzern herbeigeführt werden sollte, konnten dann nicht die Söhne Johann Friedrich des Mittlern und Johann Wilhelms, die Enkel Friedrich III von der Pfalz, leicht auf den Schild erhoben werden? Und wer war geeigneter, aus Manchem, was August gethan hatte, Waffen gegen ihn zu schmieden als eben Craco? Schon der Gedanke, daß er einmal nach Heidelberg entkommen oder Verbindungen daselbst unterhalten möchte, hatte etwas Beängstigendes. War doch August von seiner Tochter Elisabeth, welche die Nachricht, daß der Vater mit Gottes Hilfe „die Zwingler gekriegt habe", mit Jubel aufnahm, längst gewarnt worden, sie doch ja nicht aus der Hand zu geben, weil der pfälzische Kurfürst sie so gerne haben möchte!

Aber auch abgesehen von allen derartigen Combinationen, welche den Wunsch, Craco unschädlich gemacht zu sehen, nahe legen konnten, mußte August für das, was er aus Zorn und Haß wider die Häupter des Kryptocalvinismus begangen, eine Rechtfertigung zu finden glauben, wenn es ihm gelang, von Craco das Geständniß eines todeswürdigen Verbrechens zu erzwingen. Daß ein Mann, der seinen Herrn getäuscht und geschmäht, wie jener es gethan, ein Bösewicht sein müsse, der den Tod verdiene, das stand dem Kurfürsten bei der ihm eigenthümlichen Auffassung des Verhältnisses von Herr und Diener, von Fürst und Unterthan, unbedenklich fest. Und jeder Zweifel, der in ihm hätte aufsteigen können, wurde in diesem Falle vollends durch die Betrachtung ausgeschlossen, daß es sich

um die Ehre Gottes, um die Reinheit der Religion, gegen die sich jener versündigt hatte, handelte. Nicht vor dem eigenen Gewissen und nicht vor Gott, sondern nur vor der Welt, soweit diese davon erfuhr, kam es darauf an, für Cracos Tod einen Grund zu finden.

Am 18. Januar 1575 sandte August von Annaburg aus an seine Räthe Bernstein, Sebottendorf, Lindemann und Peifer die Aussagen Cracos auf die lange Reihe der Artikel, die ihm im Gefängniß vorgehalten worden waren, nebst den Akten über die mit Georg Richter und Anderen angestellten Verhöre. „Und weil daraus befunden, schrieb der Kurfürst, daß gedachter Craco fast den mehrern Theil aller Artikel, damit er beschuldigt, geständig, der übrigen Punkte aber genugsam überwiesen werden kann, allein, daß er etlicher Artikel, da er meint, daß ihm das Messer an die Kehle gesetzt würde, gern einen Absprung nehmen und die anders deuten wollen": so wird den Räthen befohlen, ihr Bedenken darüber abzugeben, wie er sich gegen Craco und diejenigen, welche demselben im Gefängniß Vorschub geleistet, verhalten solle. Insbesondere aber sollen die beiden Doktoren Lindemann und Peifer als Rechtskundige berichten, „was das Recht, da man sich dessen über Dr. Craco belernen sollte, ihm für eine Strafe geben oder zuerkennen möchte, und hierinnen wollet also sämmtlich mit keinem Fuchsschwanz herüberstreichen, denn uns die Sache, wie billig, hoch zu Gemüth geht".

Die Antwort der genannten Räthe aus Torgau vom 23. Januar fiel zu ihrer Ehre nicht nach Augusts Sinne aus. Sie geben zwar zu, daß es sich um große Beschuldigungen handle, die proditionem patriae, seditionem, crimen laese maiestatis, Untreue, Injurien contra magistratum in sich begriffen, wenn sie durch Cracos eigenes Geständniß oder durch vollkommenen Beweis hinlänglich und klar festgestellt würden. Obwohl nun die Vermuthung, daß Craco der fürgehaltenen Artikel schuldig, nicht gering, und auch Vieles, was seine Gefangenschaft berühre, von ihm schon zugestanden sei, so mangle es doch daran, daß die eingestandenen Artikel keine Leibesstrafen auf sich haben, die anderen crimina aber von ihm nicht eingestanden seien. Da nun nach der Rechtsregel, zumal in peinlichen Sachen, der Beweis ganz klar und hell wie der Tag sein solle, so würde in diesem Fall von Rechtswegen nur dahin erkannt werden

können, daß die „Vermuthung zu gewissen Indicien gerichtet und diese Indicien erst zu beweisen seien". Es wäre aber sehr schwer, bei Sachen, die nicht ins Werk gerichtet, sondern bloß in animo ex mente existiren, „die Vermuthungen vollkommen oder auch nur ad torturam zu beweisen". Auch daß er im Gefängniß auf den Kurfürsten gescholten und sich habe erstechen wollen, sei nicht klar genug bewiesen. Denn bei den Worten: „Hat denn die Tyrannei nicht schier ein Ende", welche er nach der Aussage der Trabanten gebraucht haben soll, fehle die ausdrückliche Benennung der Person des Kurfürsten, und „das Aufwerfen des Arms mit dem Messer" werde von Craco nicht als ein Versuch zum Selbstmord eingestanden. Es sei demnach nur zu rathen, daß der Gefangene, wie dies auch in anderen Fällen geschehen (wo nicht, wie bei Dr. Pack, ein Bekenntniß der Praktiken vorgelegen), bis zur Erlangung besserer Beweise in Verwahrung gehalten werde. Sie bitten jedoch, des kranken Cracos Gefangenschaft etwas zu mildern, daß er gepflegt und besser genährt werde und nicht im Gefängniß ante sententiam sterbe. Dabei geben sie noch wahrscheinlich in Rücksicht auf den Hauptmann der Pleißenburg und den diesen überwachenden Bürgermeister Rauscher zu bedenken, ob er nicht besser an einen anderen Ort gebracht werden möchte. — In der Besorgniß, August möchte finden, daß sie in dieser Sache etwas zu gelinde seien, versichern sie, bei ihren Eiden und Pflichten nicht anders rathen zu können, und schließen mit der Bitte, er möge als ein hochverständiger milder Kurfürst der Sache selbst gnädigst nachdenken und Gnade und Barmherzigkeit der Schärfe etwas vorsetzen.

August ließ sich weder erbitten, noch durch Rechtsgründe bedenklich machen. Die bösen Händel, antwortete er u. A., habe Gott deßhalb offenbart, damit sie anderen Leuten, die dem Exempel vielleicht nachzufolgen Willens, zu einem Abscheu gestraft werden. Craco habe den Calvinismus und damit alles Unheil in diese Lande einführen wollen.

„Was er vor ein Gemüth zu mir und meinem Gemahl gehabt, fährt August fort, das weisen seine Reden, welcher er vielleicht noch mehr möchte erinnert werden, genugsam aus, und muß deßfalls sein Nein nicht mehr als unser Ja gelten. Und jammert mich nicht wenig, daß ich

erleben und erfahren soll, daß solche helle klare Sachen wider die Obrigkeit so dunkel wollen gedeutet und verstanden werden. Denn es gemahnet mich jetziger Zeit eines Regenten nicht anders als einer Brücken, die von Jedermann mit Füßen getreten wird, doch muß sie stille sein, auch zum wenigsten nicht knarren, und doch keinen Dank davon haben. Gott bessere solches und halte über seiner Ordnung!" Er möchte ihnen einen Herrn wünschen, welcher dergleichen übersehen. Sich aber wünscht er nicht mehr, als daß ihn Gott „balde, balde, balde" seines Amts entledigen möge. „Denn mit solcher Geduld zu regieren, ist in meinem Vermögen nicht, und wollte viel lieber an einem Stecken mit Weib und Kind aus dem Lande gehen, denn eine solche Memme sein". Nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein schneidend Schwert hat ihm Gott in die Hand gegeben, und weil sich gebührt mehr auf Gottes Wort, als auf menschliche Limitationen zu sehen, so will er im Namen der H. Dreifaltigkeit das Schwert nach Gottes Befehl brauchen und das Böse ohne alle Barmherzigkeit strafen. „Und will darauf Gott zu einem Richter zwischen mir und Euch gesetzt haben; der wird erkennen, ob ich daran seinem Befehl zuwider oder demselbigen nach gehandelt habe. Und ficht mich das zweifelhaftige Recht, welches man zu Gutem und Bösen biegen kann, gar nicht an, will ich mich auch demselbigen in Ewigkeit nicht unterwerfen".

So redet der Despot. Kurfürst August aber handelte auch als solcher. Nach Leipzig erging der gemessene Befehl, den Craco von Neuem auf die vormaligen Punkte in Gegenwart des „Meisters" zu verhören, „und da er in der Güte nicht die Wahrheit berichten wird, soll man den Meister mit ihm reden lassen". „Einmal will ich den Grund von ihm wissen, und sollte er gleich zu Stücken zerrissen werden". — Und dabei soll Craco insbesondere auch noch gefragt werden, warum er der Kurfürstin, „meinem Weibe", sagt August, so feind gewesen.

Schon am 26. Januar kam es zu einem neuen Verhör. Ernst von Wettin und Georg Winkler forderten dringend, Craco möge klareren und besseren Bescheid geben, damit er nicht mit schärferen Mitteln gefragt werden müßte. Sie konnten aber im Wesentlichen nichts Anderes herausbringen als in früheren Verhören, und da der

Gefangene hoch betheuerte, daß er die ganze Wahrheit sage, ließen es die Inquisitoren dabei bis auf weiteren Bescheid bewenden, gaben aber zugleich in ihrem Bericht zu bedenken, ob nicht, wenn es zur Tortur käme, die Interrogatorien zu kürzen und allein diejenigen zu stellen wären, an denen etwas gelegen.

August ließ sich nicht die Mühe verdrießen, die 60 bis 70 Artikel, über die Craco gefragt war, noch einmal durchzugehen, um die zuletzt ertheilten Antworten mit den früheren zu vergleichen. Er notirte dabei am Rande, was „concordirte“ und was nicht. Als er aber an die Stelle kam, wo Craco versicherte, er sei seinem gnädigsten Herrn verschwiegen und treu gewesen, schrieb dieser im Zorn daneben: „Druck, du verzweifelter Bösewicht“. Dieselbe Bemerkung wiederholt sich da, wo Craco sagt, er könne sich der Worte, die er im Gefängniß wider den Kurfürsten geredet, nicht erinnern, wenn er auch darob sterben sollte; denn wenn einer in solchen Nöthen läge, wüßte er selbst nicht, was er redete. „Concordirt, ist aber erlogen“, heißt die kurfürstliche Notiz zu der Versicherung Cracos, daß von fremden Höfen Nichts an ihn gelangt, von Dr. Ehem nur Zeitungsnachrichten geschrieben seien, und daß er sich die Discurse desselben nicht habe anfechten lassen, sondern sich allein nach kurfürstlichem Befehl gehalten.

Die Weisung, Craco ohne Zögern auf die Folter zu spannen, und sämmtliche Fragen noch einmal an ihn zu richten, ließ nicht länger auf sich warten. Am Sonntag den 30. Januar sollte es geschehen. Da aber der „Examinator“, d. h. der Foltermeister, zur Stunde nicht anwesend war, so entschuldigten sich Wettin und Winkler wegen des kurzen Aufschubs und machten den ungeduldigen Kurfürsten aufmerksam, daß wegen der Menge der Artikel und etwaiger Zwischenfälle die Arbeit die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tage dauern könne.

Wirklich hat die Folterarbeit, wie der Bericht vom 31. Januar sagt, vier volle Stunden in Anspruch genommen. Aber trotz der entsetzlichen Qualen legte Craco kein Geständniß ab, wie man es verlangte, sondern die Antworten auf die 67 ihm vorgehaltenen Fragen lauteten im Wesentlichen wie früher, nur daß sie mit Ausrufen

des Schmerzes, wovon die Protocollisten nur das Wenigste notirt haben werden, gemischt waren.

Daß er — um nur einige Punkte zu erwähnen — der Kurfürstin feind gewesen und sie verleumdet habe, giebt er nicht zu; daß er aber den Kurfürsten mit einem unbedachten Briefe an Stößel erzürnt, „welches ihm auch den größten Stoß gegeben", wäre ihm von Herzen leid. Von Tyrannei habe er nur im Gefängniß, in Schwachheit und Angst, gesprochen, dagegen auch mehr als 100 Mal seine Kf. G. gerühmt. — So wahr Gott lebe, sei durch keine Herrschaft in der weiten Welt mit ihm etwas gehandelt und unterbaut worden. In drei Jahren habe Ehem nur etwa 7 Briefe an ihn geschrieben. Kenne er einen Menschen am französischen und englischen Hofe, so wolle er Gottes Angesicht nicht schauen. In Heidelberg kenne er viele Leute, aber er habe mit keinem Menschen „einig Unterstecken" gehabt. „O nur den Kopf herunterschlagen, daß ich der Marter los werde. Es kommt alles aus bösem Verdacht. Gott ist mein Zeuge, dem Niemand lügen kann". — „O hätte ich die Pfaffen zufrieden gelassen", — so würde er in diesen Verdacht nicht gekommen sein. Auf die Calvinischen in Frankreich habe er sein Leben lang nicht gesehen, auch kein Calvinisch Buch gelesen, sondern die Lehre, die er von Herrn Philippo Melanchthon vom Sacrament gehört und in Luthers Katechismus begriffen wäre, für recht erkannt, und sei allein etlicher anderen Gezänke halben von beiden Naturen in Christo mit jungen Theologen, die nicht recht davon geredet, nicht zufrieden gewesen. Er wollte lieber todt sein, als zu einem Auflauf in diesen Landen Ursache gegeben haben.

Als man den Unglücklichen „von der Leiter herunterhob", vermochte er seine Aussagen nicht zu unterschreiben. Er war der „Faust und Finger nicht mächtig"; „wird auch in 14 Tagen schwerlich wieder schreiben können, denn die Tortur scharf genug gewesen". Man brachte ihn ins Bett. Nachdem er sich hier etwas erholt, so daß er, „doch gar übel", reden konnte, gab er in abgebrochenen Worten die Erklärung von sich: Er erkenne sich gegen den Kurfürsten schuldig, und sei ihm treulich leid, daß er wider ihn und die Kurfürstin gehandelt, und daß er sich, Weib und Kind, durch vergeßliche, unbedachtsame Reden und Schreiben in so große Noth ge-

bracht. Weil er aber gleichwohl vor diesem seinen Sündigen seiner Kf. G. in wichtigen großen Sachen bei der K. M., bei Königen, Kurfürsten und Fürsten in lateinischer und deutscher Sprache treulich gedient, auch sonst in Diensten in seiner Kf. G. Landen 34 Jahre, theils als Lehrer der Jugend gestanden, und sein Gemüth nie anders gewesen wäre, denn dieser Lande Wohlfahrt zu fördern, so bitte er wegen seines Falls, Irrthums und „Verbrechung" um Verzeihung. Sollte er aber nach erlittener Strafe, wie sichs doch nicht ansehen ließe, noch eine kleine Zeit im Leben sein, so sei er Leben, Gut und Blut seiner Kf. G. darzusetzen unterthänigst erbötig.

So elend der Zustand war, in dem Craco jetzt da lag, mit zerrissenen Gliedern, auf schmutzigem Lager, ohne Pflege und ohne andere Nahrung, als die Gefängnißkost, die ihm zweimal täglich, gleich einem Kinde, von einem Wächter in den Mund gegeben wurde, — das Herz des Fürsten fühlte kein Erbarmen, und diejenigen, welche sein Ohr jetzt hatten, ein rachsüchtiges Weib und fanatische Priester, erhoben ihre Stimme nicht, um sein Gewissen zu rühren. Und noch immer hatten die Verhöre kein Ende; denn von Woche zu Woche tauchten neue Fragen auf, über die der Unglückliche Auskunft geben sollte. So gaben die Geständnisse, welche der junge Richter am 3. Februar 1575 nach Monate langer Gefangenschaft machte, zur Aufstellung von einer Reihe neuer Artikel Veranlassung. Da handelte es sich z. B. um lateinische Distichen, die Craco in dem ersten Gefängniß geschrieben, worin Lindemann, Jenisch und die Kurfürstin mit ihren Anfangsbuchstaben eine Rolle spielten. Aber auch die Frage der „Conspiration" wurde immer wieder aufgeworfen. Craco sollte genaue Auskunft geben über die einzelnen Räthe, die mit ihm in kirchlichen Dingen übereingestimmt; er sollte den ersten Anstifter namhaft machen, und wer dem „Bündniß" beigetreten, was für ein Haupt sie zur Fortsetzung der Praktiken gewählt, mit welchen Mitteln sie ihre Absicht durchsetzen wollten, wie dieser oder jener Rath in einzelnen Fällen votirt u. s. w. In dieser Weise wurde Craco im Februar zweimal mehrere Stunden lang verhört, im Beisein des Bürgermeisters Rauscher, der als sein Feind bekannt ist.

Am 2. März benachrichtigte Rauscher den Gefangenen, der

Kurfürst, welcher ihn hatte nach Dresden kommen lassen, sei heftiger als je erzürnt, daß Craco die Briefe, auf welche er selbst hingewiesen, in seiner Wohnung längst habe beseitigen lassen, seine Kf. G. seien entschlossen, mit noch größerem Ernst, als bis jetzt geschehen, gegen ihn zu verfahren. Rauscher rieth daher mit der Miene persönlicher Theilnahme, klar zu sagen, wie sich Alles verhalte, was mit den Briefen geschehen, was ihr Inhalt gewesen, wie es sich mit den einzelnen Räthen verhalten, was für Zusammenkünfte sie gehabt, zu welchem Ende die Conspiration vorgenommen.

Es war die Vorbereitung auf das letzte Verhör, das am 4. März stattfand. Rauscher ließ den Unglücklichen zu sich in ein anderes Gemach bringen. Craco, der schon Tage lang Nichts genossen hatte, konnte nicht mehr gehen und wurde nur mit Mühe von drei Männern fortgeschafft, und als er reden sollte, war die Stimme so schwach, daß Rauscher ihn kaum verstand.

„Ach du treuer Gott, seufzte er, wie kommt doch mein gnädigster Herr darauf, daß seine Kf. G. dasjenige aus mir erzwingen wollen, das ich mein Lebtage nicht in den Sinn genommen. Es geschieht Alles nur auf einen bloßen Wahn. Wenn ich etwas wüßte, so wollte ich es auf die geschehene Erinnerung bei dem Leiden Gottes sagen. Es ist doch mit mir aus, ich sehe den Tod vor meinen Augen und wünsche mir auch nichts Anderes. Warum sollte ich denn nicht sagen, was man wissen wollte. Das wird gewiß geschehen, da ich ferner mit der Schärfe sollte angegriffen werden, daß ich auf Alles, was man mich fragen würde, einen Haufen Dinge herauswaschen würde, welches doch alles erlogen wäre. Denn, lieber Gott, wer könnte solche Marter ertragen? Und würden doch seine Kf. G. nichts davon haben als ein bös Gewissen. — In hundert ja in zweihundert Jahren hat man nicht erfahren, daß Einer, der in solchem Ansehen und eines solchen Herrn geheimer Rath gewesen, in solch Elend gerathen wäre“. Der Kurfürst sei doch sonst milde und barmherzig; wie komme es doch, daß er sein Gemüth gegen ihn so verändert. Er hätte gedacht, der Kurfürst würde seine Dienste bedacht haben. Jetzt könnte er ihm keine größere Gnade erweisen, als daß er ihn auf den Hohenstein führen und den Kopf abschlagen ließe; das wäre ihm viel lieber, als in diesem Elend noch länger zu leben.

Er soll dann auch gesagt haben, er habe verdient, daß man ihm den Kopf abschlagen ließe, weil er sich nicht in allen Dingen nach dem Kurfürsten gerichtet, sondern aus Bitterkeit etwas wider ihn gedacht, geschrieben und gehandelt habe, was ihm jetzt schwerer ankomme, denn der Tod. Als aber Rauscher bemerkte, der Kurfürst könne ihn nicht aus dem Verdacht lassen, er hätte vorgehabt, neben etlichen Räthen und Theologen eine Meuterei oder zum Mindesten fremde Lehre in diesen Landen einzuführen, und wäre dies das Fürnehmste, was der Kurfürst wissen wolle, daß er hinter den rechten Grund kommen und wissen möchte, was er an seinen Räthen hätte: da betheuerte Craco noch einmal, an diese Dinge nie gedacht, noch jemals vermerkt zu haben, daß etwas dergleichen fürgewesen sei. Es wäre auch von keinem Potentaten je gehört, man finde es auch in keinen Historien, daß Einem in seinem Herzen nicht freistehen sollte, zu glauben, was er zu verantworten wüßte. Und wäre gewiß, daß Melanchthon und Camerarius vom Sacrament auch der Meinung gewesen, man hätte früher Niemand deßhalb gefährdet, und wäre Andern, die sich öffentlich dazu bekannt, das Geringste nicht geschehen.

Als dies letzte Verhör zu Ende war, meinte selbst Rauscher in seinem Bericht an den Kurfürsten, es sei nicht mehr aus ihm herauszubringen. „Ich könnte auch nicht wissen, was man weiter für Indicien oder je zum wenigsten nur Vermuthungen haben könnte, darauf er ferner sollte gefragt werden". Glücklicher Weise konnte der Berichterstatter hinzusetzen, daß es Craco nicht lange mehr treiben werde. Er bitte fleißig um Wein, den man ihm aber ohne besonderen kurfürstlichen Befehl nicht zu geben wage.

Nikodemus von der Esche war jetzt an Stelle Wettins Hauptmann der Pleißenburg und berichtete regelmäßig über das Befinden des Gefangenen, der von Tag zu Tag schwächer und stummer wurde, aber die Bitte um einen Trunk Wein vergebens noch oft wiederholte. Am 12. März kam Rauscher mit dem Hauptmann wieder zu ihm. „Da ist er gelegen und hat gelallt, daß man hat verstanden, er läge da in Gottes Gewalt, man sollte mit ihm machen, was man wollte. Wir seind aber alsbald von ihm gangen und haben ihn liegen lassen". Am 14. trat Nikodemus von der Esche, weil

man Craco in der vorhergehenden Nacht kläglich schreien hörte, noch einmal in den Kerker. „Hat er gar still gelegen. Da hab ich ihn gefragt, was er macht oder was er vorhätte; darauf er geantwortet, er wolle sterben". Schon zwei Tage zuvor hatte er dem Kurfürsten mit schwacher Stimme eine gute Nacht sagen lassen. „E. Kf. G. wären ein frommer Mann, und E. Kf. G. wollten ihm gnädigst verzeihen. Er hätte auch seine gnädigste Frau erzürnt; die wollen E. Kf. G. bitten, daß sie ihm auch gnädigst verzeihen wollte". Aber die Bitte um ein Labsal blieb unerhört; statt Wein bot man dem Todtkranken Bier. Endlich in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1575 endeten seine Qualen. Die Wache hörte, wie er stets zu Gott rief und gegen Morgen in Stille verschied. August aber versicherte in einem Briefe an seinen Schwager, den König von Dänemark, Craco habe sich muthwillig mit Verhungern umgebracht, und an einer andern Stelle erlaubte er sich einen rohen Scherz über den Tod des Unglücklichen, den er auf dem Gewissen trug.